

**Zeitschrift:** Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences  
**Herausgeber:** Swiss Society of the History of Medicine and Sciences  
**Band:** 46 (1989)  
**Heft:** 1-2

**Buchbesprechung:** Books = Bücher = Livres = Libri

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Books / Bücher / Livres / Libri

## Essay Reviews

### Albert Einstein – die Zeit von 1879 bis 1902

#### oder: Die manchmal mühsamen Jugendjahre eines Genies

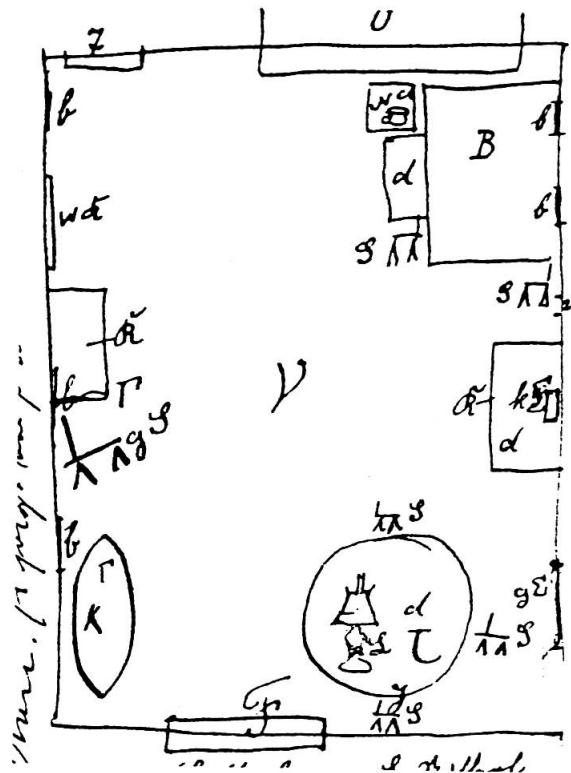
**Motto:** *Es lebe die Unverfrorenheit. Sie ist mein Schutzengel in dieser Welt.*  
(Coll. Papers vol. 1, p. 323).

Nach leicht «elefantiöser Tragzeit» konnte im Frühling 1987 endlich Band 1 von «The collected papers of Albert Einstein» einer breiteren Öffentlichkeit präsentiert werden. Er enthält die für die Biographie relevanten Quellen und Dokumente zu Einsteins Kindheit und Jugend<sup>1</sup>. Die ganze, wohl mit Recht «historisch-kritisch» zu nennende, Edition ist auf gut zwei Dutzend Bände angelegt. Während der vorliegende, verständlicherweise, biographische Quellen, Briefe und «Werke» vereinigt, wird sich die Ausgabe in der Folge in eine Werk- und eine Briefreihe spalten. Dem Buch liegen mehrheitlich Dokumente aus Einsteins eigenem Nachlaß (heute: Hebrew University, Jerusalem) zugrunde. Daraus erstmals veröffentlicht und annotiert werden u. a. die Notizen, welche der ETH-Student Einstein in Professor Heinrich Friedrich Webers «Vorlesungen über Physik» niederschrieb (1897/98); sie machen ein gutes Drittel des Bandes aus (pp. 60–210). Aus dem Aargauer Staatsarchiv stammen die schriftlichen Matura-Arbeiten von 1896 (pp. 25–42). Anderes kommt einem, da ja an Einstein-Biographien kein Mangel herrscht, bekannt vor. Spektakulärer präsentiert sich indessen die Korrespondenz, welche alle zugänglichen Briefe von Einstein selber, die «untrivialen» an ihn sowie wichtige Informationen «Dritter» über ihn umfaßt (p. XXIX). Letztere Kategorie tritt gleich eingangs mit einem «Beitrag für sein Lebensbild» gewichtig in Erscheinung (pp. XLVIII–LXVI); er stammt von der Schwester, Frau Dr. Maja Winteler-Einstein. Einen Großteil der Korrespondenz verdankt der Band der Recherchierkunst und Findigkeit der Editoren; diesbezüglich machte sich insbesondere der Historiker des Teams, Dr. Robert Schulmann, sehr verdient. Die wohl wichtigste neue Quelle bildet eine Sammlung von 51 Briefen aus der Feder

Einstins und seiner künftigen Frau Mileva Maric. Sie dokumentiert nicht zuletzt die Entwicklung dieser Beziehung, einschließlich der Geburt einer Tochter ein Jahr vor ihrer Heirat<sup>2</sup>.

Mit der Fülle des neuen und hier erstmals publizierten Materials gewinnt das junge Leben des später so Berühmten deutlichere, lebendigere und wärmere Konturen. Diese «Werkausgabe» der «frühen Jahre» tut genau das, was mancher wissenschaftlichen «Hagiographie» not tätet: Sie holt die dargestellte Person mittels echter Zeugnisse, «wie es gewesen war», in die menschliche Sphäre zurück. So berichtet die Schwester wohl ziemlich authentisch, wie ihr Bruder Albert sich langsam entwickelte und mit der Sprache «so schwer» tat, daß man befürchtete, er «würde nie sprechen lernen» (p. LVI). Und ist die Fähigkeit intensiver Konzentration, wie sie der Familie an ihrem Jungen auffällt, nicht eine der Mitbedingungen des künftigen Genies? «Selbst in größerer Gesellschaft, wenn es ziemlich laut herging», konnte der Teenager «sich auf das Sofa zurückziehen, Papier und Feder zur Hand nehmen, das Tintenfaß in bedenklicher Weise auf die Lehne stellen und sich in ein Problem so sehr vertiefen, daß ihn das vielstimmige Gespräch eher anregte als störte» (p. LXIV).

Grosso modo bereits bekannt, hier aber meist etwas genauer als bisher aktenkundig gemacht, sind die äußeren Stationen des jungen Einstein: die vom Sechzehnjährigen (!) nicht bestandene Aufnahmeprüfung fürs Zürcher Polytechnikum von 1895, das Aarauer Matura-Jahr, sein Studentenleben an der ETH bis zum Fachlehrer-Diplom von 1900, das Schwanken zwischen Hilfslehrerstellen, erhofften Assistentenposten und Anläufen zur Ausarbeitung einer Dissertation in den nächsten zwei Jahren; dies vor dem Hintergrund eines zwischen Überleben und Konkurs oszillierenden väterlichen Elektrogeschäfts. Briefwechsel mit den Angehörigen der Aarauer Lehrers- und Kostgeberfamilie Dr. Jost Winteler und hauptsächlich die bereits erwähnte Korrespondenz mit Mileva lassen zwei entscheidende Beziehungs-felder aber weit deutlicher und erfrischender als alles bis anhin hierzu Ausgesagte zu uns sprechen. Scharfe Umrisse, nicht unbedingt zum Ruhme unseres Landes, gewinnen infolge der Überbelichtung des brieflich Referierten die bitteren Jahre vom Sommer 1900 bis Mitte 1902, da Einstein als einziger seiner kleinen Klasse keine Assistentenstelle an der ETH erhielt; seine Braut zweimal durchs Examen fiel, das zweite Mal gar als von ihm schwangere Frau; es mit der Doktorarbeit weder bei seinem Lehrer Weber noch an der Universität Zürich klappen wollte; die eigenen Eltern aufs heftigste gegen die Verbindung mit Mileva opponierten. All diesen Wider-



B	= Betterl
b	= Bilderl
d	= Deckerl
gS	= großartiger Sessel
gΣ	= großartiger Spiegel
J	= Johonzel
K	= Kasten
κ	= Kanapyen
kΣ	= kleiner Spiegel
N	= Nacht-Topf & Tisch
F	= Fensterl
O	= Ofen
S	= Stühlerl
T	= Thüre
τ	= Tisch
ν	= nichts
U	= Uhrerl
Γ	= Gell da schaugst!

Einstein am 4.2.1902 aus Bern an Mileva: «Ich hab ein großes schönes Zimmer mit einem sehr bequemen Sofa. Es kostet nur 23 fr. Das ist doch nicht viel. Dazu 6 gepolsterte Stühle und 3 Schränke. Man könnte eine Versammlung darin abhalten. Es folgt der Plan davon.» (S. 332/3).

wärtigkeiten zum Trotz muß Einstein wie wild studiert, gearbeitet und seine ersten wissenschaftlichen Veröffentlichungen vorbereitet haben. Er schrieb, nicht scheu, einige Koryphäen um einen Job an (so Otto Wiener, Wilhelm Ostwald, Heike Kamerlingh Onnes) – und mußte froh sein, wenigstens eine Aushilfsstelle am Technikum Winterthur zu erhalten und schließlich «als Privatlehrer» bei «einem gewissen Dr. J. Nüesch» in Schaffhausen zu landen, wo er «einen jungen Engländer für die Maturität vorzubereiten» hatte (p. 315; September 1901). Daß es keine optimalen Verhältnisse waren, unter denen er hier lebte, zeigt die Szene, wo er schildert, wie er es nach zwei Monaten durchsetzte, in einem Restaurant anstatt bei Familie Nüesch Kostgänger zu sein, und mit dem eingangs zitierten Satze schließt (p. 323).

Aus zahlreichen, eindrucksvollen Stellen geht hervor, daß Einstein sich weite Gebiete der Physik im Selbststudium erarbeitet hat. Das gilt beispiels-

weise für die Maxwell'sche Theorie des Elektromagnetismus, einen der Grundpfeiler der «Klassischen Physik». Gleichzeitig las und studierte Einstein offenbar vom ersten Semester an aktuelle Originalarbeiten in wissenschaftlichen Zeitschriften, etwas, wovon heutige Studenten nur träumen können. Eine solche Originalarbeit war wohl: «Über die Grundgleichungen der Elektrodynamik für bewegte Körper» von Heinrich Hertz (1890). Mehrere Briefe an Mileva Maric bekunden, daß Einstein spätestens 1899 Probleme und Ideen rund um den «Äther» als Träger physikalischer Eigenschaften wälzte. Sechs Jahre später wird das zu der epochalen Veröffentlichung «Zur Elektrodynamik bewegter Körper» führen, hinter der sich nichts anderes als die «Spezielle Relativitätstheorie» versteckt. Der Band schließt mit der, durch seinen Zürcher Freund Marcel Grossmann und dessen Vater vermittelten, provisorischen Anstellung als «technischer Experte III. Klasse des eidg. Amtes für geistiges Eigentum» in Bern (p. 339/40; 19. Juni 1902).

Der größte Teil der ausgebreiteten Dokumente «stammt aus der Schweiz» (wenn man darunter schweizerische Amtsakten, in der Schweiz gemachte Notizen, Briefe aus der Schweiz oder an Schweizer usw., versteht). Dementsprechend stützt sich der vorliegende Band auf ein breites Feld hiesiger Recherchen ab, und tatsächlich glichen die Wissenschaftshistorischen Sammlungen der ETH-Bibliothek denn auch zeitweise einem kleinen «Generalstabsbüro von Einstein-Editoren». Daß heutzutage ein solches Unternehmen auf öffentliche und private finanzielle Unterstützung angewiesen ist, versteht sich von selbst. Auch schweizerische Institutionen förderten das Projekt mit namhaften Beiträgen. Seine Anfänge reichen weit vor das Jubiläumsjahr 1979 zurück und standen lange Zeit unter mißlicher Konstellation<sup>3</sup>.

Anlaß zur Kritik gibt die mangelhafte Werbung des Verlags außerhalb der Vereinigten Staaten. Dementsprechend gedämpft reagierten unsere Medien<sup>4</sup>. Unbefriedigend war auch der Buchversand. Die Vorstellung des Werkes fand am 22. Mai 1987 in Washington DC statt. Interessenten wie z.B. die ETH-Bibliothek, welche ihre Exemplare daraufhin unverzüglich über den Buchhandel bestellten, wurden – gegen Jahresende 1987 endlich beliefert!

Wie sieht die Zukunft der Edition aus? Die Bände 2 bis 4 sind dem wissenschaftlichen Frühwerk, wie es sich in Abhandlungen und Notizbüchern niederschlug, und den Vorlesungen Einsteins in Zürich und Prag gewidmet. Band 5 enthält die Korrespondenz der Berner, Zürcher und

**Prager Zeit. Der 2. Band soll im Herbst 1989 erscheinen. Es bleibt zu hoffen, dass der Verlag bei dieser Gelegenheit den europäischen Markt etwas weniger stiefmütterlich betreut!**

- 1 The Collected Papers of Albert Einstein. Vol. 1. The early Years, 1879–1902; Ed.: John Stachel u. a. Princeton University Press, Princeton NJ USA 1987. – Ich habe zu danken: Herrn Prof. Res Jost für seine kritischen und meinem Kollegen Dr. Herbert Funk für die physikgeschichtlichen Bemerkungen.
- 2 Wer «pikante Details» sucht, findet ein paar davon mehr oder weniger gut gebündelt – natürlich im «Spiegel» (Nr. 22/1987, p. 212).
- 3 Einiges Diesbezügliche lässt ein Bericht der «New York Times» vom 3.5.1987 u.a. durchblicken.
- 4 Eine Besprechung findet sich z.B. in der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 3 vom 6.1.1988 p. 57).

Dr. phil. Beat Glaus  
Wissenschaftshistorische Sammlungen der ETHZ  
Rämistrasse 101  
CH-8092 Zürich

# Treue zu sich selbst

## François Jacobs Autobiographie «La Statue Intérieure»

Die Molekularbiologie ist keine 40 Jahre alt und schon Geschichte. Die wunderbare Struktur der Nukleinsäure, der Nachrichtenfluß vom Zellkern zum Zelleib, die Geheimschrift, in der die Baupläne des Lebens niedergelegt sind, alle diese Bestandteile eines der großen Erkenntnisabenteuer unseres Jahrhunderts entlocken heute dem Mittelschüler höchstens ein Gähnen. Doch für alle, die aus der Nähe oder von fern Zeugen dieser Revolution waren, bleibt ihre Frühzeit, als im allmählich sich aufhellenden Halbdunkel getappt wurde, ein Drama größter Intensität. Mehrere der unmittelbar Beteiligten haben jene aufregenden Jahre geschildert, und Wissenschaftshistoriker haben sich bemüht, die verschiedenen Stränge zu entwirren, die zu den entscheidenden Entdeckungen geführt haben: Eine der Schlüsselfiguren legt nun ihre Autobiographie vor<sup>1</sup>.

François Jacob, Sproß einer jüdischen französischen Familie, erzählt sein Leben von den Anfängen bis zum wissenschaftlichen Durchbruch. Dieses Leben beginnt als das zärtlich geliebte Einzelkind einer zärtlich geliebten Mutter. Dem hochbegabten, empfindsamen Jungen hätte man die reibungslose Laufbahn des französischen Intellektuellen voraussagen dürfen, wäre da nicht eine schreckliche Zäsur eingetreten: nach kaum begonnenem Medizinstudium treffen den Zwanzigjährigen im Juni 1940 der Tod der Mutter und der Zusammenbruch Frankreichs. Beide Ereignisse verschmelzen ihm zu einem unersetzblichen Verlust. Mit Resten polnischer Divisionen schifft er sich nach England ein und schließt sich mit den Allerersten den Freien Franzosen de Gaulles an.

Damit beginnt ein zweiter Lebensabschnitt, in dem der junge Mann, der gewiß nichts von einem Haudegen hat, sich und der Welt beweisen will, daß er, «passionnément français», jedes Opfer für seine Heimat zu bringen bereit ist. Obschon er sich zur Artillerie meldet (Vater und Großvater hatten in der Artillerie gedient), wird er der Sanität zugeteilt. Er macht den Afrikafeldzug unter Leclerc mit, landet mit der 2. Panzerdivision als Teil der 3. Amerikanischen Armee in der Normandie und wird schwer verwundet, so daß er weder den Taumel des Einmarsches in Paris noch den Waffenstillstandstag miterleben kann.

1 François Jacob, *La statue intérieure*. Paris, Ed. O. Jacob, Seuil, 1987.



François Jacob. Am französischen Fernsehen, Antenne 2, «Apostrophes», 30. Januar 1987.  
Bleistiftskizze von Huldrych M. F. Koelbing

Nach seiner Wiederherstellung beginnt sein dritter Lebensabschnitt, zunächst in Verwirrung und Ratlosigkeit. Während seine Altersgenossen, die sich mit der Besetzung mehr oder weniger arrangiert hatten, ihr Studium abschließen konnten und Stellen in den Spitälern bekleiden, hat er noch nicht einmal die Examens des zweiten Studienjahres abgelegt. Er findet aber auf Umwegen zur Forschung und wird Mitglied einer blendenden Equipe am Pasteur-Institut; André Lwoff und Jacques Monod werden mit ihm den Nobelpreis 1965 teilen.

Wie entgeht der Autobiograph der doppelten Gefahr, sich selbst allzu narzißtisch in den Mittelpunkt zu stellen oder, vielleicht raffiniertere Form der Überheblichkeit, seine eigenen Verdienste ganz auszuklammern? Durch eine möglichst wahrheitsgetreue, in mittlerer Tonlage gehaltene, von Humor aufgehelle Schilderung seiner Befindlichkeiten.

Das Kind ist von den Wörtern angezogen, er dreht und wendet ein Wort, verändert Buchstaben, Silben, lässt sich von Assonanzen leiten, bis ein reines Klanggebilde zurückbleibt. Das gleiche Verfahren, auf den Namen «de Gaulle» angewendet, ergibt Gaule, Goal, Goth, Gotha, gothique, Gaulle-gotha, Gaullegothique. Und tatsächlich findet er etwas gotisches, etwas kathedralhaftes in der großen Gestalt mit der erhobenen Nase und den Gesten, die Spitzbogen anzudeuten scheinen. Wenn er auch de Gaulle verehrt, dieses Symbol Frankreichs, dem er sich auf Gedeih und Verderb verschrieben hat, schildert er ihn nicht ohne ironische Distanz. Erste Begegnung: Auf dem Schiff, das die frisch in England ausgebildeten Freien Franzosen nach Afrika bringt. Unerwartet taucht der General neben dem jungen Freiwilligen auf. Nach einem Blick auf die Abzeichen fragt er:

- Vous êtes médecin?
- Etudiant en médecine, mon Général.
- Ah! (Pause) Quelle unité?
- Compagnie de marche, mon Général.
- Ah!

Zweite Begegnung: In Brazzaville. Dem General werden die Honoratioren vorgestellt. Der Präsident der Frontkämpferorganisation, ein Stotterer, der angesichts des hohen Gastes mehr noch als sonst ins Stottern gerät, bittet im Namen seiner Kameraden, der General möge ihnen «le plaisir» seines Besuches machen. Darauf de Gaulle: «L'honneur, monsieur, l'honneur. Au suivant.»

Dritte Begegnung: 19 Jahre später, Empfang der Alten Garde im Elysée.

Der General, weniger schlank, weniger spitzbogig, geht von Gruppe zu Gruppe.

- Ah, Jacob. Content de vous revoir. (Pause.) Que faites-vous maintenant?
- De la recherche scientifique, mon Général.
- Ah! Très intéressant. Dans quel domaine?
- Biologie, mon Général.
- Ah! Très intéressant. Quel genre?
- Génétique, mon Général.
- Ah! Très intéressant. Et où travaillez-vous?
- A l’Institut Pasteur, mon Général.
- Ah! Très intéressant. Vous avez ce qu’il vous faut?

Jacob, nach kurzem Zögern: «Non, mon Général.» Antwort: «Au revoir».

Der Großvater, General auch er, hatte dem Enkel eingeschärft: «Admirez, oui. Idolâtrer, non.» Und so mischt sich in allen Beschreibungen Jacobs neben aufrichtiger Bewunderung häufig eine Spur Spott. Sein Stil ist flüssig, liest sich leicht, eine Frucht jener 10 grauen Jahre, die er im Lycée Carnot verbrachte. Personen skizziert er treffend, oft mit drei Eigenschaften beginnend, etwa: «rond de corps, blanc de teint, gras de peau» (Karl-Heinz); «petit, rondouillard, l’œil rigolard» (Hauptmann C.); «petit, mince, noir de poil» (Oberst B.); «grand et fort, les yeux clairs, le visage ouvert» (H. Marcovich); «grand, élégant, affable» (E.-F. Terroine); «petit, trapu, le nez cassé, l’air d’un boxeur poids plume» (S. Spiegelman); «grand, mince, très droit» (A. Lwoff); «long, déguingandé, débroussaillé» (J. Watson); «petit, replet, le cheveu plutôt rare» (S. Luria); «petit, râblé, l’œil plissé» (J. Weigle); die Liste ließe sich verlängern. Ein bißchen wirkt das Ganze wie angelernt, wie der Aufsatz eines Musterschülers, der die Marotten seines Lehrers kennt und darauf eingehet. Man muß aber zugeben, daß diese knappen Strichzeichnungen ihre Modelle erstaunlich genau einfangen. Jedenfalls erspart uns Jacob jenen rhetorischen, seinerzeit bewunderten, heute fast unerträglichen Stil, den er von André Malraux, einem Vordenker seiner Generation, leicht hätte erlernen können: höchstens da und dort schimmert Pathos durch, etwa im Satz: «Ce que l’homme cherche jusqu’à l’angoisse dans ses dieux, dans son art, dans sa science, c’est la signification.»

In der Schilderung seiner Forschungsarbeit begnügt sich Jacob mit kurzen Angaben, und der Laie muß sehen, was er sich vorstellen mag unter Bakterienkolonien, trüben oder klaren Lysehöfen, oder unter den «boîtes», die täglich beimpft werden müssen. Aber das ist alles weniger wichtig als die

Beschwörung der Atmosphäre ununterbrochenen geistigen Austausches, in der die Arbeit vor sich ging. Der Schock, den eine zu Formalismus und Verknöcherung neigende europäische Wissenschaftstradition durch Kontakt mit der amerikanischen Forschung erfuhr, wird nachfühlbar. Was Europa nach dem Krieg von den USA zu lernen hatte, betraf weniger den technischen Aspekt der Forschung; als weit wichtiger erwies sich der Stil: mehr Freiheit, offenere Kommunikation, weitergehende Gleichberechtigung.

Mehrmals gelingt es dem Autor, höchst verwickelte Vorgänge, zum Beispiel die Kopulation der Bakterien, auch für den Nichtfachmann verständlich darzustellen. Dem Geheimnis der Forschung kommt er aber vielleicht am nächsten, wenn er seinen zweijährigen Sohn Pierre beschreibt, wie er mit einem Löffel spielt, ihn anstößt, noch einmal anstößt, bis er zu Boden fällt, brüllt, damit man den Löffel für ihn aufhebt, ihn aber gleich wieder fallen läßt, wie er die Beschaffenheit der Welt erkundet und die Kräfte, die in ihr wirken, und dabei weint und lacht.

Die Frauen. Zuallererst, tief eingesunken «au plus profond de ma tendresse», die Mutter, an der er alle Frauen messen wird. Tamara, die im Knaben erste dunkle Ahnungen einer vor Kindern versteckten Welt weckt. Beryl, die fünfzehnjährige Amerikanerin, die den Jüngling küßt. Odile, die große, unerfüllte Jugendliebe, die sich einem andern verspricht. Paola, florentinische Sanseverina, die ihn in die körperliche Liebe einweihrt. Die französische Prostituierte in London, die vor lauter Begeisterung, einen Freien Franzosen trösten zu dürfen, ihm einen Geldschein in die Hand drückt (fünf Pfund; viel Geld 1940; er kommt sich zunächst wie ein Zuhälter vor, aber in der Umwertung aller Werte, die sein Leben ergriffen hat, paßt das nicht schlecht). Zwei Versuche, mit Frauen zusammenzuleben; bei der ersten hält er es sechs Tage aus, bei der zweiten vier. Und dann Lise («mince, élancée, la taille fine...»), von der er beschließt, daß sie seiner Mutter gleicht, die er heiratet, die ihm vier über alles geliebte Kinder schenken wird – «cette femme, belle, avec ses enfants, superbis, grouillant et piaillant autour d'elle». Kein militanter Feminist, wie man sieht; die Frauen haben einen wohlbestimmten Platz in seinem Leben – aber man kann sich vorstellen, daß sie sich in seiner Nähe wohlfühlen.

Was macht den guten Forscher aus? «Le grand homme, en science, c'est d'abord celui qui sait discerner les bons problèmes au bon moment, quand il y a une chance de leur apporter quelque solution.» Was ist mit denen, die scheitern? Ein Schauspieler, der ausgepfiffen wird, ein Kaufmann, der

Konkurs macht, das läßt sich nicht vertuschen; aber ein Wissenschafter, der sich verrennt? «Un raté de la science peut longtemps faire illusion.» Einmal auf dem Holzweg, was bleibt ihm anderes als stur weiterzuwursteln? Wie lange kann man auf Ergebnisse warten, bevor man anständigerweise aufgeben sollte? Fünf Jahre? Zehn Jahre? Wohl darf sich der Forscher nicht leicht entmutigen lassen, und er braucht Hartnäckigkeit und Ausdauer, aber auch die Fähigkeit, Vorstellungen fallenzulassen, wenn sie sich als unfruchtbare erweisen. «J'aime les idées fixes, à condition d'en changer.»

Sich selbst gibt Jacob fünf Jahre, und tatsächlich befindet er sich nach fünf Jahren in der Spitzengruppe der aufregendsten Forschung jener Zeit, und nach zehn an der Schwelle des Nobelpreises. Diesen letzten Sieg enthält er uns vor. Er führt uns nur bis zum Punkt, wo alle Elemente beisammen sind, Weihnachten 1960. Das große Abenteuer ist zu Ende, schon regnet die Asche des Vergessens auf die denkwürdigsten Augenblicke. Das war's. War es all das? War das alles? Es bleibt noch ein Abenteuer: Zeugnis abzulegen, das Buch zu schreiben, das heute vor uns liegt.

Und nun hat das Buch einen Übersetzer gefunden, und was für einen großartigen Übersetzer<sup>2</sup>! Bei einer Übersetzung, dieser anspruchsvollsten und schlechtest bezahlten aller geistigen Tätigkeiten, kommt es nicht nur auf die Genauigkeit der Einzelheiten an, sondern mehr noch auf die allgemeine Beleuchtung, damit das Werk im anderssprachigen Leser ähnliche Emotionen weckt wie das Original in seinem Sprachkreis geweckt hat. Markus Jakob hat seine Aufgabe hervorragend gelöst, wobei ihm B. Müller-Hill bei den wissenschaftlichen Passagen geholfen hat.

Welchen schwierigen Problemen sich der Übersetzer gegenüber sieht, will ich an einem ganz kleinen Beispiel zeigen. Ich habe oben die kurzen Gespräche zwischen Jacob und de Gaulle im Original wiedergegeben. Die reglementarische militärische Anredeform eines Vorgesetzten lauten im Französischen «mon Capitaine, mon Général». Obschon die Konstruktion die gleiche ist wie bei «Monsieur», wo man das «mon» weder heraushört noch empfindet, klingt beim militärischen «mon Général» bei aller Achtung und disziplinierten Distanz die Kameradschaft beim Lösen einer gemeinsamen Aufgabe mit. Falls man sich überhaupt ein analoges Gespräch zwischen einem deutschen Sanitäter des letzten Krieges und einem General denken kann, so hätte die Anrede wohl «Herr General» gelautet. «Herr» deutet aber

2 François Jacob, *Die innere Haltung. Eine Autobiographie*. Aus dem Französischen von Markus Jakob. Zürich, Ammann, 1988. SFr. 44.–.

nicht die Zusammengehörigkeit, sondern die Kluft zwischen den Klassen der Befehlenden und der Gehorchenden an. Darum wurde diese Anredeform in der Schweizer Armee abgeschafft. Wie nun geht der Übersetzer vor? Er entscheidet sich für «mein Hauptmann, mein General», er nimmt eine undeutsche Wendung in Kauf, um nicht durch eine «korrektere» deutsche Beleuchtung zu verfälschen. Zwar schrien die Deutschen damals durchaus auch «mein Führer», aber mit solcher Inbrunst und sich überschlagender Begeisterung, daß an eine Parallel zum schlichten «mon Général» der französischen Reglemente nicht zu denken ist. So kann an einem einzigen Wort die ganze heillose Verstrickung zweier großer Völker abgelesen werden.

An einzelnen Stellen muß der Übersetzer das Unübersetzbare einfach stehen lassen, so bei den Wortspielen des Jungen, für die ein deutsches Äquivalent kaum zu erfinden wäre. Eine solche Passage liest sich folgendermaßen: «Anders wieder bei *Carmen*, von der wir zu Hause eine Schallplatte hatten, bei der ich, sooft ich sie abspielte, der Stelle in der Arie *L'amour est enfant de Bohême* entgegenfieberte, wo es heißt <... si tu ne m'aimes pas, je t'aime. Et si je t'aime, prengare datoit>. Diesen unsinnigen Worten (...) konnte ich nicht widerstehen.» Somit kommt auch der Leser der deutschen Übersetzung nicht ganz ohne elementare Kenntnisse der französischen Sprache aus. Das ist in Ordnung, denn das Buch wendet sich an gebildete Leser. Die Erfolge Umberto Ecos lassen vermuten, daß es mehr gebildete Leser gibt, als ein beliebiger Blick in eine beliebige Illustrierte oder auf ein beliebiges Fernsehprogramm nahelegen würde.

Der Jude Jacob, ein französischer Patriot, durfte sein Leben in die Schanze für seine Heimat werfen und später seine großen Talente zu deren Ruhm und Ehre verwenden. Ein Deutscher gleicher Abstammung wäre entweder vergast worden, oder hätte, nach gelungener Flucht, gegen seine ihn verstößende Heimat kämpfen müssen. Kann man sich einen deutschen Leser vorstellen, der nicht über diese grauenvolle Selbstverstümmelung seines Volkes nachdenkt?

Prof. Dr. med. Jean Lindenmann  
Institut für Immunologie und Virologie  
Postfach  
CH-8028 Zürich

## **Monographs**

Marianne Christine Wäspi, *Die Anfänge des Medizinhistorikers Henry E. Sigerist in Zürich*. Zürich, Juris, 1989. 89 S. (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Nr. 206). SFr. 25.–. ISBN 3-260-05229-1.

Im Gegensatz zum Wirken Sigerists in Leipzig, Baltimore und Pura ist seine frühe Zeit in Zürich viel weniger bekannt. Es ist daher ein verdienstvolles Unterfangen von Marianne C. Wäspi, Sigerists Schaffen in Zürich während der Jahre 1917–1925 dargestellt und dabei gezeigt zu haben, daß darin bereits die breite Basis seines Lebenswerks sichtbar wird. Neben Biographischem werden vor allem die Werke dieser Zeit dargestellt: Hallers Briefe an Gessner, je eine Arbeit über die Chirurgen Hieronymus Brunschwig und Ambroise Paré, sowie die «*Studien und Texte zur frühmittelalterlichen Rezeptliteratur*», welche letzteren Licht auf den Weg medizinischen Gedankenguts von der antiken und arabischen Kultur in das christliche Mittelalter werfen. Deutlich wird in diesen Jahren auch die Emanzipation Sigerists von seinem autoritären Lehrer Sudhoff. In zahlreichen Presseartikeln hat Sigerist Medizingeschichte einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht und dabei auch aktuelle Themen wie die Geschichte der Syphilis oder die Grippe-Epidemie von 1918/19 angeschnitten. Auch an der Gründung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften 1921 war er beteiligt. Seine akademische Laufbahn an der Universität Zürich zeigt uns die Zeit, in welcher Medizingeschichte noch keinen akademischen Status hatte und ein Privatdozent begütert sein mußte, um mit seinem «Hobby» wissenschaftlich überleben zu können.

Die verwendeten Quellen sind im Anhang übersichtlich dargestellt, und die Autorin macht guten Gebrauch davon. Trotz einiger kleiner Fehler ist ihr eine nützliche und gehaltvolle Ergänzung der Sigerist-Literatur gelungen.

Marcel H. Bickel

*Die Idee der Universität. Versuch einer Standortbestimmung.* Von Manfred Eigen, Hans-Georg Gadamer, Jürgen Habermas, Wolf Lepenies, Hermann Lübbe, Klaus Michael Meyer-Abich. Berlin usw., Springer-Verlag, 1988. 173 S. DM 48.–. ISBN 3-540-18461-9.

«Die Idee der Universität» erinnert an die von Karl Jaspers unter diesem Titel veröffentlichten Arbeiten aus den Jahren 1923, 1946 und 1961, deren zentrale Gedanken er in einer Ansprache bei Gelegenheit der Wiedereröffnung der Universität Heidelberg nach dem Krieg im Jahre 1945 vorgetragen

hat. 1985/86, zum 600jährigen Bestand der Universität, waren es sechs Reden, die sich mit diesem Thema befaßten. Die Stadt Heidelberg – das war ihr Beitrag zum Fest – hatte sie angeregt und als Ort der Handlung das Theater zur Verfügung gestellt, und von eben daher ergaben sich, «extra muros» und im Sinn Brechtscher Verfremdung, zusätzliche Denkanstöße. «Die Idee»: vom deutschen Idealismus entwickelt, von Jaspers weitergegeben, durch Helmut Schelskys «Einsamkeit und Freiheit» (1963) abgewandelt, vom Sozialistischen Deutschen Studentenbund («Hochschule und Demokratie», Denkschrift des SDS 1965) «reformiert» und von der FAZ, in einem Geburtstagsartikel für die Heidelberger Universität, 1986 totgesagt ... Ihr stellen sich die sechs Redner, Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Politik, Mitgestalter und Erleider jüngster deutscher Universitätsgeschichte, und sie verschweigen dabei weder Irrtümer noch Fehlentwicklungen. So unterschiedlich diese geortet werden – durchwegs sind sie Grundlage einer aufbauenden Kritik. – Aus der doppelten Distanz der Philosophie und des Alters ruft Hans-Georg Gadamer dazu auf, den zu keiner Zeit garantierten akademischen Freiraum sinnvoll auszufüllen, das «Abseits» aber nicht als «pouvoir neutre» mißzuverstehen, da Wissenschaft und Technik – und das ist das besondere Anliegen von Meyer-Abich – in die politische Verantwortung eingebunden bleiben. In seiner spezifisch deutschen, auch politischen, im 19. Jahrhundert nach Frankreich orientierten Konnotation wird der «entmoralisierte» Erkenntnisoptimismus von Lepenies hervorgehoben, während Manfred Eigen amerikanische Hochschulmodelle der «Einfalt» deutscher Reform-Universitäten gegenüberstellt. Hermann Lübbe mißt die Universität, durchaus sozialökonomisch (Grenznutzen!), am Geltungswandel der Wissenschaft, und schließlich bekennt sich Habermas, der «die Idee» sehr ernsthaft in Frage stellt, zur integrierenden kooperativen Wahrheitssuche der einzelnen Fachbereiche. – Eine Standortbestimmung der «Idee der Universität»? Jedenfalls eine aufschlußreiche Standortbestimmung der Autoren.

Verena Stadler

*Semper apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386–1986.* Festschrift in sechs Bänden. Berlin [etc.], Springer, 1985. DM 680,–. ISBN 3-540-15425-6.

Die Festschrift zum 600jährigen Bestehen der Universität Heidelberg umfaßt 6 Bände. Davon sind die zwei letzten der Baugeschichte und den zugehörigen Plänen gewidmet. In den ersten 4 Bänden findet sich die eigentliche Geschichte der Institution und der beteiligten Persönlichkeiten.

Eine Glanzzeit erreichte Heidelberg im 16. und 17. Jahrhundert, als es calvinistische Gelehrte und Studierende aus allen Ländern Europas anzog und den Namen des «deutschen Genf» oder des «dritten Genf» (neben Genf und Leiden) verdiente. In jener Zeit erschien die bedeutende Kampfschrift gegen den Hexenwahn und die Hexenprozesse «Christlich Bedenken und Erinnerung von Zauberei» (1585) von Augustin Lercheimer.

Unter den Universitätslehrern stechen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts besonders hervor: Pufendorf, der erste deutsche Ordinarius für Naturrecht und Völkerrecht. Zu gleicher Zeit wirkte der aus der Schweiz stammende Mediziner Johann Konrad Brunner, berühmt durch seine Studien über Dünndarm und Pankreas.

Eine spätere Glanzzeit, die zum Nimbus der Universitätsstadt beitrug, war die Romantik. An der Hochschule selbst wirkten zwar nur Creuzer und Görres. Aber in ihrem Umkreis lebten Achim von Arnim und Clemens Brentano, die «des Knaben Wunderhorn» herausgaben. An der Universität wiederum dozierte Johann Heinrich Voss, einer der schärfsten Gegner der Romantiker.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte eine Blüte der Naturwissenschaften mit Gmelin, Bunsen, Kirchhoff und Helmholtz.

Wenn am Anfang des 20. Jahrhunderts speziell von einem besonderen «Heidelbergergeist» gesprochen wurde, so lag jetzt das Schwergewicht auf den Geisteswissenschaften im weitesten Sinne. Die führenden Gelehrten waren hier Friedrich Gundolf, Edgar Salin (mit ihren Beziehungen zu Stefan George), Max Weber, Ernst Troeltsch und Karl Jaspers.

Eine wissenschaftliche Blüte erreichte im 20. Jahrhundert auch die medizinische Fakultät mit Ludwig Krehl, Richard Siebeck, Victor von Weizsäcker und Alexander Mitscherlich.

Es muß den Herausgebern als besonderes Verdienst angerechnet werden, daß die nationalsozialistische Epoche schonungslos dargestellt wird.

Auf alle vier Bände verteilt finden sich besondere Kapitel über Biographien und Werke der genannten führenden Gelehrten. Jeder Band wird von einem historischen Abriß aus der Hand von Eike Wolgast eingeleitet. Diese historischen Kapitel sind in einem besonderen handlichen Band vereinigt, welcher als eigenes Buch erschien und gesondert zu beziehen ist.

Carl Haffter

Helmuth Albrecht, *Technische Bildung zwischen Wissenschaft und Praxis. Die Technische Hochschule Braunschweig 1862–1914*. Hildesheim, Olms

Weidmann, 1987. 713 S. Taf. (Veröffentlichungen der Technischen Universität Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig, Band 1). DM 128,-. ISBN 3-487-07819-8; ISSN 0931-153-X.

Das kleine Herzogtum Braunschweig (etwas größer als unser Waadtland und heute ein Regierungsbezirk Niedersachsens) unterhielt 1576–1810 die Universität Helmstedt und ab 1745 in Braunschweig selber ein vorbereitendes Collegium. Aus ihm ging 1862, nach Aufhebung der humanistischen und merkantilen Abteilungen, das Polytechnikum (das neunte in Deutschland) und in der Folge die heutige TU hervor. Die ersten 50 Jahre der Technischen Hochschule sind der Gegenstand des anzugebenden Wälzers (über 2000 Anmerkungen!). Es bietet, dem Haupttitel zum Trotz, gute und brave Geschichte der Institution. Verfasser ist der Betreuer des TU-Archivs, der hiermit seine am dortigen Historischen Seminar entstandene Dissertation vorlegt. (Parallel dazu edierte er verdienstvollerweise einen «Catalogus Professorum» 1745–1877: Bd. 8 der «Beiträge zur Geschichte der Carolo-Wilhelmina», 1986). Der Verfasser taxiert sein Buch als einen Beitrag zur «gerade erst begonnenen Aufarbeitung der Gesamtgeschichte» dieser Hochschule; das ist es auch!

Der einleitende erste Teil skizziert die Entwicklung des polytechnischen Schulwesens in Deutschland. Die Hauptabschnitte 2 und 3 beschreiben in vier umfangreichen Kapiteln die Geschichte der TH Braunschweig 1862–1878 bzw. bis 1914, nach Verfassung und Organisation, Abteilungen, Lehrkörperstruktur und Studentenschaft. Die Verhältnisse werden mit denen anderer deutscher Polytechnika verglichen und dadurch verdeutlicht. Ausführliche Tabellen und Graphiken präsentieren die Statistik der Absolventen, der Dozenten und ihrer Besoldung, der Finanzen sowie des Verwaltungs- und Dienstpersonals. In einem kurzen vierten Teil und einer Schlußbetrachtung wird versucht, die Rolle der Braunschweiger Hochschule in «Wirtschaft, Staat und Gesellschaft» und im Rahmen des gesamtedutschen polytechnischen Hochschulwesens darzustellen. 4 S. Quellen und 40 (!) S. Literatur, ein Personenregister, der tabellarische und graphische Anhang sowie 16 S. Abbildungen beschließen das Werk.

Der mit den Lokalitäten nicht vertraute Leser wird einige historisch-geographische Basisinformationen vermissen, die er sich natürlich aus Nachschlagewerken holen kann. Das in den einschlägigen Kapiteln plus Plänen und Abbildungen etwas versteckte bauliche Umfeld (so der Neubau 1874–77) tritt wohl zu wenig plastisch in Erscheinung. Insgesamt aber gibt Albrecht einen sachkundigen und reichlich dokumentierten Überblick

über die institutionelle Evolution seiner Hochschule, der, z. B. verglichen mit Oechslis analoger Geschichte des Zürcher Polytechnikums, erheblich detaillierter und natürlich aktueller, nicht aber unbedingt souveräner anmutet. Eine, vielleicht wesentlichere, Wissenschafts-, Technik- und Wirkungsgeschichte der Carolo-Wilhelmina zu geben war nicht seine Aufgabe.

Beat Glaus

Thure von Uexküll, Wolfgang Wesiack, *Theorie der Humanmedizin. Grundlagen ärztlichen Denkens und Handels*. München, Urban & Schwarzenberg, 1988. 714 S. DM 78,-. ISBN 3-541-14501-8.

Das Buch tritt mit einem anspruchsvollen Programm auf: eine Theorie der Heilkunde zu erarbeiten, ihre wissenschafts-theoretischen Hintergründe zu erhellen. Dabei tritt die Frage der Realität, der interaktionalen sozialen Wirklichkeit zwischen Patient und Therapeut unabweisbar auf. Die Konsequenzen der Überlegungen für das ärztliche Handeln weisen in Richtung einer Ganzheitsmedizin als Ideal. Medizinische Theorien begründen die Handlungsanweisungen. Die Autoren werfen die Frage nach der Bedeutung der Theorien, Konzepte und Modelle für das Problem der ärztlichen Verantwortung auf. «Es zeigt sich, daß man das Problem einer Ethik in der Medizin nicht adäquat diskutieren kann, solange man die Verantwortung der Ärzte für die Theorien, Konzepte und Modelle der Medizin ignoriert» (II). Die Autoren vertreten provokative Thesen: daß Theorien aus einer vorgängigen Einstellung und Haltung, Bedeutunggebung erwachsen, daß sie nicht auf neutralem Boden entstehen, daß sie ethisch relevant sind und damit die Frage nach der Verantwortlichkeit aushalten müssen. Es ist bereits eine theoretische Vorentscheidung, die dem Menschen nicht gerecht wird, dem kranken Menschen nicht und dem Heiler nicht, der sich dem Klienten zur Verfügung stellt, daß es eine ethisch neutrale wissenschaftliche Wahrheit, geboren von einer Grundlagenwissenschaft neutraler Art, gäbe.

Solche Vorentscheidung «mutet dem Arzt die unmögliche Aufgabe zu, aufgrund unmenschlicher Theorien menschlich zu verantwortende Entscheidungen zu treffen» (X). Psycho-somatisch Denken im Sinne der Autoren heißt einen kleinen Schritt in Richtung Ganzheitlichkeit zu machen, auf jene Medizin hin, die allein den Namen Humanmedizin verdient. Unter solchem Blickwinkel wird die naturwissenschaftlich zu erforschende, auf Morphologie und Physiologie sich beziehende Realität ergänzt durch eine kommunikative, sozial und kulturell getragene Bedeutungsrealität. Hier nähern sich die Autoren dem Gedanken der «cultural

production of reality» der Kulturanthropologie und auch der Epistemologie des Konstruktivismus.

Christian Scharfetter

Hans E. Renschler, *Die Praxisphase im Medizinstudium. Die geschichtliche Entwicklung der klinischen Ausbildung mit der Fallmethode*. Berlin, Heidelberg, New York, Springer-Verlag, 1987, 86 S. DM 28,-. ISBN 3-540-16984-9.

Das Anliegen des Autors, der dem Institut für Didaktik der Medizin der Universität Bonn vorsteht, ist es in erster Linie, Wert und Bedeutung der «Fallmethode» in der medizinischen Ausbildung zu unterstreichen. Die «Fallmethode» beruht «auf einer Mitwirkung der Studenten bei der Krankenbetreuung, an die sie schon bei Beginn des Studiums herangeführt werden. Die theoretischen Grundlagen werden gleichzeitig mit dem Erwerb klinischer Erfahrungen erarbeitet, dabei entfällt die Trennung des Studiums in eine vorklinische und in eine klinische Ausbildung» (Umschlag). Dieses Verfahren ist in den USA zum allgemeinen Ausbildungsprinzip geworden, in Deutschland hat es sich nur in der Weiterausbildung zum Facharzt durchgesetzt. Den Initianten der Berner Studienreform von 1971 ging es im Prinzip um etwas Ähnliches, nämlich um «problemorientiertes Lernen» in der Medizin.

Unter reichlicher Benützung der Literatur zeichnet der Autor (in nicht ganz plausibler Reihenfolge) die Entwicklung der «case method» in den USA nach und schildert dann ausführlich die Vorgeschichte dazu in der Klinik von Leiden, Wien, Paris und Berlin. Etwa ein Drittel des Buches ist dem Schicksal der Fallmethode in Deutschland und ihrer Berücksichtigung in den verschiedenen Approbationsordnungen gewidmet. Dabei ergibt sich der Schluß, daß eine Blütezeit der medizinischen Wissenschaft dann und dort einsetzen konnte, wo induktive Methoden bereits im Grundstudium dominieren, wo man Forschen durch Forschen lernt, sei dies am Krankenbett oder im Labor.

Für die Diskussionen der Hochschullehrer über die Studentenausbildung wird das vorliegende Buch von Interesse und von Nutzen sein, auch wenn bisher grundsätzliche Bedenken und praktische Schwierigkeiten schon so vielen guten Argumenten den Wind aus den Segeln genommen haben. Der Medizinhistoriker, der vielleicht der zweckoptimistischen Interpretation des Autors nicht überall folgen kann, findet Hinweise auf wichtige Primär- und Sekundärliteratur und wird vielfältig angeregt zu weiteren Überlegungen und Untersuchungen.

Urs Boschung

**Marta Meyer-Salzmann, *Frühe Medizin in der Schweiz. Von der Urzeit bis 1500.*** Aarau usw., Sauerländer, 1989. Geb., 256 S., 12 Abb. SFr. 48.–. ISBN 3-7941-3116-9.

Zwei Arten des Vorgehens sind der Medizinhistorikerin Marta Meyer-Salzmann eigen. Erstens wertet sie unbekannte Manuskripte aus. Ihre Arbeiten über Volksmedizin, Michel Schüppach, Langenthaler Handwerksärzte gründen sich darauf. Zweitens vermag sie aus hundert Quellen eine sachliche Zusammenschau zu schöpfen. Bücher dieser Art sind ihre «Geschichte der Medizin im Emmental» und die nun vorliegende «Frühe Medizin in der Schweiz». Das Neue besteht in der Gestaltung eines in dieser Auswahl bisher nicht verarbeiteten Stoffes. Als Leser denkt sich Frau Meyer nicht den Fachhistoriker. Sie wendet sich an Krankenschwestern, Lehrer, Ärzte, die sich im täglichen Drang des Berufes knapp zu unterrichten wünschen. Bereits haben Leser das Buch begrüßt, weil es eine Übersicht vermittelt. Es wäre der Verfasserin leichter gefallen, mit mehr Fremdwörtern zu schreiben. Sie hat viel nachgeschlagen, bis der Text ihr einfach genug war. Bei der Darstellung des weiten Stoffes wird man über Einzelheiten immer streiten dürfen. Das Buch als Ganzes bleibt eindrücklich als Leistung der reinen Hingabe an einen inneren Auftrag. 333 Anmerkungen und eine gute Literaturliste schließen das Buch; Register schlüsseln es nach Personen, Sachen und Orten auf. Satz und Einband sind von vorbildlicher Schönheit.

Die Dichte des Stoffes erlaubt hier nur Andeutungen. Der erste Teil weist auf die Wurzeln hin, aus denen die medizinische Kultur des Abendlandes erwachsen ist: China, Indien, Mesopotamien, Vorderasien, Ägypten, Griechenland, Römisches und Arabisches Reich. Die andern drei Viertel des Werkes gelten der Schweiz. Medizinische Zeugnisse der Urgeschichte werden ausgebreitet, die Hinterlassenschaften der Kelten, Gallier und Römer geschildert, Epidemien wie Pest und Aussatz skizziert. Wir treten vor die Heilkräuter im Klostergarten und begegnen dem mittelalterlichen Arzt mit Harnglas, Horoskop und Aderlaßfliete. Hexen und Hebammen, Heilbäder und erste Spitäler, Wundärzte und Militärsanität sind weitere Proben der farbenreichen Palette.

Heinz Balmer

**Andreas-Holger Maehle, *Johann Jakob Wepfer (1620–1695) als Toxikologe. Die Fallstudien und Tierexperimente aus seiner Abhandlung über den Wasserschierling (1679).*** Aarau usw., Sauerländer, 1987. 222 S. (Veröffentlichungen der Schweiz. Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 40). SFr. 42.–. ISBN 3-7941-2845-1.

Innerhalb der umfangreichen Literatur über Johann Jakob Wepfer (1620–1695) wurde dieser einzig von Hans Fischer (1931) als Toxikologe gewürdigt. Weit darüber hinausgehend bildet die vorliegende Monographie von A.-H. Maehle eine ausführliche und wohlfundierte Darstellung von Wepfers toxikologischem Werk «Cicutae aquatica historia et noxae». Gegenstand dieses Werks sind nicht nur Fallgeschichten und klinisch-toxikologische Beiträge zu Vergiftungen mit dem Wasserschierling (Cicutoxin), sondern auch mit Giften des gefleckten Schierlings (Coniin) und anderer Giftpflanzen (Pikrotoxin, Strychnin, Blausäure, Aconitin und weitere) sowie den mineralischen Giften Antimon und Quecksilber. Als forensischer Toxikologe zeigt sich Wepfer in einem Gutachten zu einem Arsenikmord. Weit über rein Deskriptives hinausgehend macht Wepfer den bemerkenswerten Versuch, durch Anwendung des Tierversuchs als toxikologischer Forschungsmethode zu systematischen Kenntnissen von Giftwirkungen zu gelangen. So entsteht z. B. eine eigentliche Pathophysiologie der Wasserschierling-Vergiftung, wobei die versuchte Erklärung des Wirkungsmechanismus natürlich noch den grundsätzlichen Theorien der Zeit verhaftet ist. Schon Wepfer mußte seine Tierversuche gegen den Einwand der mangelnden Übertragbarkeit auf den Menschen und den Vorwurf der Grausamkeit verteidigen, was er mit dem Hinweis auf den Erkenntnisgewinn und den therapeutischen Nutzen tat. In seiner Methodik und in seinen Erkenntnissen erscheint Wepfer als ein Vorläufer von toxikologischen Protagonisten des 19. Jahrhunderts wie Magendie und Orfila, und dies in einer Zeit, als von einer eigenständigen Toxikologie noch nicht gesprochen werden konnte. Maehle legt eine sorgfältige und sachkundige Analyse von Wepfers Toxikologiebuch vor, welches in wesentlichen Teilen im lateinischen Original und in deutscher Übersetzung zitiert wird. Zeitgenossen Wepfers und spätere Autoren werden in die Besprechung mit einbezogen. Zahlreiche Anmerkungen werden getrennt vom leicht lesbaren Text aufgeführt, ebenso ein Literatur- und Namensverzeichnis. Das Buch ist als wesentlicher Beitrag sowohl zu Wepfer als auch zur Geschichte der Toxikologie zu werten.

Marcel H. Bickel

Rafael Huertas Garcia-Alejo, *Orfila, saber y poder medico*. Madrid, Consejo Superior de Investigaciones Cientificas, 1988. 456 S. (Estudios sobre la Ciencia, 2).

Dies ist ein weiterer Beitrag zur umfangreichen Literatur über Mathieu Orfila, den Spanier, der in Paris zum führenden Gerichtsmediziner und

Medizinpolitiker wurde. Drei Viertel des Buches sind Nachdrucke aus Orfilas grundlegenden Werken: Toxikologie, medizinische Chemie, Gerichtsmedizin (sowohl über Exhumation wie psychiatrische Probleme), 1. Auflage 1821. Geboren in Menorca 1787, geschult in Valencia und Barcelona, kam Orfila 1807 nach Paris, wo er 1811 doktorierte und eine eigene Schule eröffnete. 1814 erschien sein «Traité des Poisons», 1819 wurde er Professor der Gerichtsmedizin, 1823 Professor der Chemie und 1831 Dekan, eine Machtposition, die er bis 1848, dem Sturz Louis Philipps, innehatte und wo er viel leistete. Er starb 1853. Eine steile Karriere, besonders für einen Ausländer in Frankreich.

Die 80 Seiten historischer Text schildern erst Orfilas wissenschaftliche, dann seine medizinisch-politische Leistung. Der Autor hat mit seinem Vorbild J. Léonard in Rennes (die Notion «entre les pouvoirs et les savoirs» stammt von diesem) nicht nur die fleißige Mittelmäßigkeit und Kritiksucht gemeinsam, sondern leider auch eine konsequente Abneigung, die zahlreichen qualifizierten Publikationen zur Periode, die in englischer Sprache erschienen sind, zu erwähnen.

Erwin H. Ackerknecht †

W. Schreiber und F. K. Mathys, *Infectio. Ansteckende Krankheiten in der Geschichte der Medizin*. Basel, Editiones Roche, 1986. SFr. 74.—.

Das Buch ist eine kurze Geschichte der Infektionskrankheiten, die sich durch besonders schöne und interessante Abbildungen auszeichnet. Während für die neuere Zeit, die Epoche der Bakteriologie, der Impfungen und der Chemotherapie Porträts von Forscherpersönlichkeiten überwiegen, finden sich im Mittelalter und der beginnenden Neuzeit bildliche Darstellungen von Seuchenzygen wie Pest, Cholera, Typhus, Fleckfieber. Besonders häufig abgebildet wurden auch Patienten mit Hautausschlägen, Lepröse und andere Bresthaftige. Fünfmal erscheint das Motiv des Hiob, von den Schutzheiligen wiederholt Rochus und Sebastian.

Es war eine verdienstvolle Leistung der Editiones «Roche», diesem reizvollen Thema eine so schön illustrierte Monographie zu widmen.

Carl Haffter

Daniel Bovet, *Une chimie qui guérit. Histoire de la découverte des sulfamides*.

Paris, éditions Payot, 1988. 322 p. ISBN 2-228-88108-2.

Sulfonamides were the first effective drugs against a broad spectrum of bacterial infections. Their story of the 1930s has been told many times by laymen and scientists, however, hardly ever by insiders. The famous

pharmacologist and Nobel prize-winner, Bovet, gives us a true first-hand account, not only because of his own crucial contribution but also by virtue of his historical research which led to a reconstruction of all the important sequential and simultaneous events involved. The author leads us into the intricate process of scientific discoveries, deals with their interplay on an international level, and also with their breathtaking consequences in medicine. Events in industrial, academic, and clinical research become tangible, and the reader becomes aware of the new knowledge and the new classes of drugs that saw the light of the day due to the initial spark of sulfonamides and which also marked the beginning of a revolution in pharmacology and therapy. Deep and detailed insight is given into the major theaters of action: Wuppertal, Paris, London, Basel, Baltimore. The work in the laboratories of Domagk, Fourneau and others are described in clear, yet exciting terms. In addition, the reader learns about never-told details, side-tracks, and most unlikely events, all within a large context. There is hardly any aspect left out.

This account is surprisingly well researched. There is no space for anecdote, but for a large number of citations and sources instead. A useful appendix contains formulas and chronologies of compounds mentioned in the text. This is a book not only full of science but also full of life and therefore palatable thoroughly for the non-specialist. The author also provides some appealing biographical and personal background. He always gives due credit to his colleagues and his then competitors without making false understatements about his own contributions, let alone his own passion. At times his personal opinions and judgements are quite outspoken. The only thing one misses is an index of the many names of persons that populate the book. Many of these persons are well characterized in the context of their time and its prevalent attitudes and values. More than once the reader is faced with climaxes and tragedies of human lives and events in a world plagued with turmoils, dictator-ruled countries and war. The book is written out of the experience of a long life full of scientific experiences and successes, but no less out of a broad culture. Yet, its style is so lively and sharp it could have been written by a much younger person. An unusual book, indeed.

Marcel H. Bickel

Jan Goldstein, *Console and Classify. The French Psychiatric Profession in the Nineteenth Century*, Cambridge University Press, Cambridge 1987, xii + 414 p., 8 ill.

Le livre de Jan Goldstein est né de la métamorphose d'une thèse de doctorat à l'Université de Columbia, consacrée originellement à la psychiatrie française de 1820 à 1860. Il couvre désormais l'ensemble du XIX<sup>e</sup> siècle, non sans plonger quelques racines vers le précédent et lancer quelques perspectives vers le nôtre, ce qui n'est pas le moindre de ses intérêts. On sait que ces trente dernières années ont vu fleurir un grand nombre d'ouvrages sur le thème de l'histoire de la psychiatrie, provenant non seulement de médecins mués en historiens, comme cela était traditionnellement le cas auparavant, mais aussi d'historiens «purs» de tendances très diverses, voire de certains philosophes et sociologues, amenant chacun sur ce terrain délicat leur méthodologie et leurs voies d'approche spécifiques: recherche d'archives, analyses statistiques, histoire sociale, histoire des mentalités. Jan Goldstein, professeur d'histoire à l'Université de Chicago, est du nombre, et dans le titre déjà de l'ouvrage laisse d'emblée entrevoir l'orientation particulière qu'elle désire imprimer à sa recherche: il s'agit de replacer le «texte» théorique de la psychiatrie, c'est-à-dire l'ensemble du discours scientifique spécialisé produit par les hommes de l'art, dans le contexte politique et social spécifique de l'époque, afin, dit-elle, d'en éclairer pleinement la signification historique. Vaste projet, que Jan Goldstein mène à bien de façon remarquable, tant par l'étendue des sources qu'elle propose que par l'armature théorique qui soutient son exposé, en particulier sur le plan de la sociologie et de la philosophie des sciences. Trois éléments de ce «texte» sont abordés, qui sont en effet essentiels pour la médecine aliéniste française (les diverses appellations telles que «médecine qui a pour objet les lésions des fonctions de l'entendement», «médecine des fous», «médecine mentale», qui auront cours le long du siècle jusqu'à ce que s'impose le terme de «psychiatrie», sont significatives de la stabilisation progressive de la profession même). Le traitement moral tout d'abord, envisagé comme l'outil par excellence qui permet la «transformation du charlatanisme» des siècles précédents en une science médicale au plein sens du terme, grâce aux efforts de Ph. Pinel et de son cercle; il permet aussi une articulation parfaite avec les théories philosophiques (la théorie des passions, le sensualisme des idéologues par exemple) et constitue de plus une sorte d'idéal de «thérapie pour la révolution». Un autre concept central, dont la fortune sera aussi fulgurante que son déclin quelques décennies plus tard, est la monomanie: idée fixe pathologique chez un sujet par ailleurs sain d'esprit, elle représente un enjeu important pour E. Esquirol, dans sa tentative de remodelage de l'ancienne classification nosologique, mais également pour la profession aliéniste en

général, afin de fixer «les limites réciproques entre le domaine de la jurisprudence et celui de la médecine», selon l'expression de Ph. Pinel. C'est l'hystérie qui succédera à la monomanie dans les registres des grands asiles vers la fin du siècle: Jan Goldstein envisage ce phénomène dans le cadre général de l'évolution de la profession psychiatrique, occupée à assumer ses racines cléricales, à se confronter non sans débats avec les courants philosophiques matérialistes et spiritualistes, et qui se lance ainsi dans une sorte d'«appropriation du demi-fou» où l'hystérie joue le rôle clé.

Jan Goldstein atteint largement le but fixé, démontrer comment la psychiatrie française s'est développée à partir d'éléments *a priori* fort disparates: la fonction bureaucratique et l'élaboration nosologique qui joueront à plein dans le système de l'asile («*classify*»), et l'appropriation du rôle du prêtre liée à une idéologie populiste, qui sera décisive dans le calme du cabinet médical («*console*»). Son livre se recommande désormais comme un ouvrage de référence à quiconque veut comprendre l'avènement de la psychiatrie en France, mais se prête aussi, par son assise théorique très solide, à la généralisation. Sa lecture, nécessaire, n'est toutefois pas totalement suffisante, du fait de certaines limites, imposées peut-être par la démarche choisie: négligeant l'analyse interne des théories psychiatriques du début du XIX<sup>e</sup> siècle, il ne permet pas d'en voir l'aspect radicalement neuf, sur le plan de la visée anthropologique, qui détermine aujourd'hui encore la pensée et la pratique psychiatrique. D'autres ouvrages (je pense en particulier à ceux de Gladys Swain et de Marcel Gauchet, eux aussi centrés sur la France) demeurent à ce titre indispensables.

Vincent Barras

Hermann Mannebach, *Hundert Jahre Herzgeschichte. Entwicklung der Kardiologie 1887–1987*. Berlin [etc.], Springer, 1988. X, 229 S. Abb. DM 40,–.  
ISBN 3-540-19299-9.

100 Jahre Kardiologie – über EKG, Digitalistherapie bis zur Herzchirurgie – auf 200 Seiten abhandeln zu wollen, ohne zwangsläufig ins pure Aufzählen zu geraten, ist schwierig. Das Zielpublikum dieses Buches sind Kardiologen und interessierte Laien. Daraus erklärt sich der aufgelockert belletristische Stil. Die «Erzählung» ist durchwegs im Präsens gehalten, irrelevante Aktualitätsbezüge werden herangezogen, kurz, der Autor entschuldigt sich impliziterweise, daß er überhaupt so etwas wie Geschichte schreibt. Das erweckt den Eindruck des historisch Unseriösen. Beim vorliegenden Buch ist das allerdings unverdient. Denn neben Kurzbiographien der Hauptak-

teure der Kardiologie enthält es zahlreiche nützliche Zeittabellen, ausführliche Literaturangaben sowie etliche Abbildungen. Antoinette Stettler

Birgit Schoop-Russbült, *Psychiatrischer Alltag in der Autobiographie von Karl Gehry (1881–1962)*. Zürich, Juris, 1989. 226 S. (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Nr. 204). SFr. 60.–. ISBN 3-260-05227-5.

In ihrer Dissertation hat die Autorin die Autobiographie des Direktors der Zürcher Psychiatrieklinik Rheinau wörtlich wiedergegeben, sofern psychiatrische Themen darin zur Sprache kamen. Gehry begann 1905 in Rheinau als Assistenzarzt und trat 1942 als Direktor wegen Schwierigkeiten mit der kantonalen Gesundheitsdirektion vorzeitig zurück. Die Autobiographie entstand im Jahrzehnt vor seinem Tod.

Die Auszüge lesen sich leicht und sind spannend. Gehry kannte Eugen Bleuler und C.G. Jung persönlich. Seine Interessen galten einerseits der Hirnanatomie, welche er schließlich resigniert aufgab, und andererseits der entstehenden psychoanalytischen Schule und deren Abzweigungen. Die Klinik (1906 umfaßte sie 1048 Patienten und war mit 4–5 Ärzten ausgestattet) erscheint als reine Bewahranstalt.

Gehry verarztete neben seiner Tätigkeit in der Klinik Rheinau auch die umliegenden Dörfer, was er als seine eigentliche Berufung empfand. Er hat sich als erster um die Ausbildung des Pflegepersonals, das unter heute fast unvorstellbaren Bedingungen arbeitete, verdient gemacht. Vor allem beeindruckt das Vacuum der damaligen Psychiatrie, welche zwischen Hirnanatomie und Psychoanalyse dem eifrigen und intelligenten jungen Arzt keine Möglichkeiten bot, sich mit den Patienten auseinanderzusetzen. Man versteht nach der Lektüre auch viel besser, was für neue Horizonte des Verständnisses die Psychoanalyse gerade mit den unbegrenzten Möglichkeiten des Deutens den damaligen hilflosen Psychiatern eröffnet hat. Gehry kämpfte trotzdem immer wieder mit dem Wunsch, in die «richtige», die Körpermedizin, hinüberzuwechseln.

Die Darstellung enthält zahlreiche erläuternde Anmerkungen, welche Gehry in seinen psychiatriegeschichtlichen Kontext stellten. Sie bietet einen faszinierenden Einblick in eine nahe psychiatrische Vergangenheit.

Cécile Ernst

Otfried K. Linde (Ed.), *Pharmakopsychiatrie im Wandel der Zeit. Erlebnisse und Ergebnisse*. Tilia-Verl. Mensch und Medizin, Klingenmünster 1988. 400 p., 222 Abbildungen, 16 Tabellen. DM 51.–.

Ein Kollektiv von 25 Autoren läßt uns in 32 Kapiteln die spannende Geschichte der Pharmakopsychiatrie miterleben. Die ersten Kapitel behandeln erfreulicherweise die selten dargestellte Geschichte der Verwendung von Pharmaka in der Psychiatrie vor dem Beginn der eigentlichen Psychopharmakologie 1952: Unter Rückblendung bis in die Antike kommen dabei Opium, Lachgas, Schlafkuren, Fieber-, Schock- und Lichttherapien zur Darstellung. Der Großteil des Buches handelt verständlicherweise von den eigentlichen Psychopharmaka, d. h. den Neuroleptica, Anxiolytica und Antidepressiva und ihren Untergruppen. Mehrere der dabei beteiligten Autoren wie Deniker, Kuhn, Schou, Sternbach gehören zu den großen Entdeckern prototypischer Psychopharmaka und verleihen ihren Kapiteln eine einmalige Authentizität, gerade in der zeitlichen Distanz einiger Jahrzehnte. Sämtliche Autoren – Kliniker und Laboratoriumsforscher – haben maßgeblich zur Entwicklung der Psychopharmakologie und ihrer Anwendungen beigetragen. In den erwähnten Jahrzehnten haben Psychopharmaka nicht nur von ihrem einstigen Glanz verloren, sondern haben oft zu Verdrossenheit geführt oder sind gar zu Reizwörtern geworden. Es ist daher wichtig, wenn sich einer der älteren Autoren an den von Kollegen in den 50er und 60er Jahren oft geäußerten Ausspruch erinnert: «Ohne Psychopharmaka möchte ich nicht mehr ärztlich tätig sein.» Daß eine solche Sammlung von Erinnerungen viel Anekdotisches enthält, liegt auf der Hand. Wichtiger sind jedoch die oft frischen, lebensvollen Schilderungen des Prozesses von Entdeckungen in den vielen Einzelschriften und mit den dazugehörenden Enttäuschungen, Höhepunkten, Irrungen sowie den zahlreichen Bezügen, Kommentaren und Anregungen. Oft wird klar, daß das, was gemeinhin und etwas nachlässig als Zufallsentdeckung bezeichnet wird, in Wirklichkeit gar nicht so zufällig war, sondern auf klaren Vorstellungen oder zäh verfolgten Hypothesen beruhte. Zu loben sind auch die zahlreichen nützlichen Illustrationen und die allgemein sorgfältige Ausstattung. Bedauerlich ist einzig, daß diesem notgedrungen heterogenen Werk neben dem Namenregister nicht auch ein Sachregister beigegeben wurde.

Marcel H. Bickel

Herbert Baur, *Drei historische Darstellungen der Zahnheilkunde im Vergleich: Geist-Jacobi, Sudhoff und Hoffmann-Axthelm*. Zürich, Juris, 1989.  
75 S. (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Nr. 205). SFr. 21.–.  
ISBN 3-260-05228-3.

Eine bestechende Idee liegt der Arbeit zugrunde: ein Vergleich der drei

Standardwerke zur Geschichte der Zahnheilkunde in deutscher Sprache. Das Faszinierende an dieser Aufgabe: diese drei Werke lassen sich, genau genommen, gar nicht vergleichen; zu unterschiedlich sind ihre Erscheinungsjahre und ihr Umfang, zu unterschiedlich die persönliche und berufliche Situation ihrer Autoren und zu unterschiedlich deren verfügbares Material. Der Leser ist mit Recht gespannt, wie H. Baur diese verzwickte Aufgabe lösen will.

Er tut das ganz souverän. Zuerst werden die drei Autoren und ihre Werke vorgestellt, schön paritätisch auf je sieben Seiten. Dann greift er zu einem Kunstgriff – vermutlich dem einzigen möglichen: er vergleicht die Zeitalter in den drei Werken chronologisch und – hat den Sinn und Zweck seiner Aufgabe bestens erreicht.

Daß H. Baur mit Hoffmann-Axthelm persönlich Kontakt aufgenommen hat, war nicht anders zu erwarten. Daß diese persönliche Kontaktnahme hin und wieder ein bißchen durchschimmert, ist Baur wahrlich nicht anzukreiden. Hoch anzurechnen ist ihm aber, daß dieser Kontakt mit dem bereits heute legendären Hoffmann-Axthelm nicht zu einer verzerrten Darstellung geführt hat. Baur ist zum Glück nicht der Versuchung erlegen, das neueste Werk als das «beste» zu erklären. Natürlich ist es das «beste» in jeder Hinsicht; aber die beiden anderen sind Beweis dafür, daß der suchende und forschende Menschengeist unabhängig von Umfeld und Zeitepoche in der Lage war und ist, Hervorragendes zu leisten. Diese Tatsache kommt in Baurs Arbeit sehr schön zum Ausdruck.

Es wäre der Geschichte der Zahnheilkunde sehr zu wünschen, daß sich vermehrt junge Fachleute mit so viel Liebe zur Sache, Verstand und Akribie der Historiographie ihres Fachgebietes widmen würden – wie in der vorgezeigten Art!

Erich Geiser

John Keown, *Abortion, Doctors and the Law. Some aspects of the legal regulation of abortion in England from 1803 to 1982*. Cambridge etc., Cambridge University Press, 1988. 212 S. (Cambridge History of Medicine).

£ 27.50; \$ 44.50. ISBN 0-521-34574-X.

Entgegen der landläufigen Meinung, daß Abtreibung «früher» verwerflich gewesen und schwer bestraft worden sei, scheint nach Keown die Ansicht korrekter zu sein, daß sie durch lange Jahrhunderte hindurch überhaupt nicht oder nur sporadisch geahndet wurde. Dies hängt mit der Definition des Lebensbeginnes zusammen. Noch bis ins 19. Jahrhundert galten die ersten

Kindsbewegungen als der Beginn der individuellen Beselzung. Erst als im 18. Jahrhundert die Mechanismen der Embryonalentwicklung näher untersucht wurden, setzte sich die Auffassung durch, daß das Leben mit der Zeugung beginne, die gesamte Schwangerschaft also deshalb ein schützenswertes Gut sei. Als mit Lord Ellenboroughs Gesetz (1803) in England ganz allgemein die Gesetze zum Schutz der leiblichen Person vereinheitlicht wurden, maß man der Abtreibung erhöhte Bedeutung zu. Sie wurde zum eindeutigen Straftatbestand. 1861 wurden die Vorschriften nochmals verschärft, 1967 schließlich so gelockert, daß es zum bekannten «Abtreibungstourismus» nach England kommen konnte. Trotz scharfer Gesetzesvorkehrungen wurde durch die ganze Periode hindurch die sog. therapeutische Abtreibung praktiziert, die gänzlich im ärztlichen Belieben lag und, sofern sie nach Standesregeln durchgeführt, nur ein einziges Mal gerichtlich verfolgt wurde (1938). Dieses Belieben war ein bedeutender Machtfaktor in der Hand des Ärztestandes, das sich nicht zuletzt auch finanziell auswirkte (Kriminalisierung von Unbefugten), wie sich denn die fortschreitende Professionalisierung der Ärzte durch das 19. Jahrhundert hindurch ganz allgemein als entscheidendes Gewicht auch bei der Gesetzgebung erwies.

Antoinette Stettler

Philippe Ariès, *Bilder zur Geschichte des Todes*. Zürich, Ex Libris, 1986.  
Vergriffen.

Der Verfasser des meisterhaften Buches «L'homme devant la mort», das 1980 in deutscher Übersetzung erschien (Geschichte des Todes) hat seinem nicht illustrierten Buch einen zweiten Band mit Abbildungen folgen lassen. Diesem Bildband wurde aber wieder ein erklärender Text beigegeben, so daß das jetzt vorliegende Buch wie eine abgekürzte und illustrierte Ausgabe des ursprünglichen Werks wirkt.

Die Beisetzung von Toten gehört zu den ältesten Zeugnissen für das Auftreten des Homo sapiens. Das Buch verharrt nicht ausführlich bei prähistorischen und merovingischen Funden, sondern geht dann gleich zu den vorchristlichen römischen Grabstätten über (Via Appia). Es folgen die ältesten Katakomben. Der Hauptteil des Buches behandelt die Totenehrung innerhalb der christlichen Tradition mit der Entwicklung des Friedhofs. Die Gräber selbst sind zuerst nur für hochgestellte Tote künstlerisch gestaltet. Hier zeigt sich ein Übergang vom «Gisant», der liegenden Grabfigur, zum «Priant», der aufrechten Gestalt mit zum Gebet gefalteten Händen. Die bildhauerische Darstellung wird abgelöst vom Bildnis des

Verstorbenen als Stich oder Gemälde. Seit dem Motiv des Totentanzes wird «der Tod» zur allegorischen Figur (Gerippe, Sensenmann), der den Menschen aus dem Leben heraus abholt. Eine besondere bildliche Darstellung erfährt der Arzt als Gegenspieler des Todes, wie auf den Bildern verschiedener holländischer Maler eines Ärztekollegiums oder auf dem Titelblatt eines Anatomiewerks wie das berühmte Blatt von Vesal. In der Neuzeit wird nicht mehr der Tod von Fürstlichkeiten oder Heiligen dargestellt, sondern der sterbende Bürger im Kreise seiner Familie. Die Moderne bringt zu diesem Thema wenig Neues, sondern greift thematisch wie stilistisch auf Früheres zurück. Dies ist vielleicht ein Ausdruck davon, daß in der modernen Gesellschaft das Thema des Sterbens verdrängt wird.                    Carl Haffter

Hugo Müller, *Die Klosterapotheke in Muri (AG)*, hrsg. von Dr. H. P. Streb, Klosterapotheke Muri. Text: Hugo Müller, Muri. Mit einem Geleitwort von Regierungsrat Peter Wertli, Vorsteher des Gesundheitsdepartementes des Kantons Aargau. Muri, Rudolf Steinmann, 1988. 157 S., 34 Abb.

Der Autor, alt Bezirkslehrer Hugo Müller, befaßt sich schon lange mit der Vergangenheit seines Wohnortes. Apotheker Dr. H. P. Streb veranlaßte Herrn Müller, die Geschichte dieser ehemals bedeutenden Klosterapotheke zu schreiben: Im Jahre 1613 war den kranken Konventualen des Benediktinerklosters Muri ein «abgesondertes Haus» zur Verfügung gestellt worden, in dem, was zu vermuten ist, Arzneien zur Linderung und Heilung von Krankheiten hergestellt wurden. In diesen 375 Jahren ist das Kloster als angesehenes Gotteshaus über die Landesgrenzen hinaus bekannt geworden. Im Jahre 1841 wurde es aufgehoben. Glücklicherweise konnte das schmucke Mobiliar der Apotheke im Landesmuseum in Zürich aufgestellt werden. Die Apotheke wurde dann vom Staat übernommen und bis ca. 1861 verpachtet. Von diesem Datum an bis heute ist sie in Privathänden geblieben. Seit 1979 befindet sie sich in einem Neubau. Dank der Initiative des jungen Besitzers ist sie organisatorisch nach dem neuesten Stand der Technik mit EDV eingerichtet.

Das spannend zu lesende Werk des von 1944–1983 als Hauptlehrer für Deutsch, Geschichte und Geographie wirkenden Autors an der Bezirksschule Muri enthält im Anhang einen Auszug aus dem Inventar der Klosterapotheke von 1844. Die Liste der vorrätig zu haltenden Arzneipflanzen umfaßt viele damals frisch importierte Rinden, Blüten, Kräuter, Hölzer, Wurzeln und Samen. Eine Erklärung der im Text vorkommenden pharmazeutischen Begriffe, wertvolle Anmerkungen und ein Quellen- und Litera-

turverzeichnis schließen ein Werk ab, das nicht nur dem Fachmann auf dem Gebiete der Pharmaziegeschichte, sondern auch dem interessierten Laien viele wertvolle Einblicke in die Entwicklung des zuerst klösterlichen und später öffentlichen Heilwesens vermittelt. Hans-Rudolf Fehlmann-Aebi

Peter Jaroschinsky, *Burkhard Reber (1848–1926), ein Vorläufer der schweizerischen Pharmaziegeschichte*. Stuttgart, Deutscher Apotheker Verlag, 1988. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 47). 248 S. Abb. DM 38,–. ISBN 3-7692-1133-2.

Es ist das Verdienst dreier Mitglieder der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (SGGP), Frau Lydia Mez-Mangold, PD Dr. Fritz Ducommun und Paul Röthlisberger, sich in letzter Zeit intensiv mit Burkhard Reber beschäftigt zu haben. Eine umfassende Biographie konnte bislang nicht realisiert werden.

Im Bestreben, auch ausländische Apotheker in die Gamme der Dissertationsthemen einzubeziehen, erteilte der ehemalige Vorsteher des Institutes für Geschichte der Pharmazie an der Universität Marburg/Lahn (BRD), Prof. Dr. R. Schmitz, seinem Schüler Peter Jaroschinsky den nicht leichten Auftrag, eine gründliche Studie über Leben und Werk Burkhard Rebers zu schreiben. Dieser wurde am 11. Dezember 1848 in Benzenschwil AG geboren. Obwohl er im elterlichen Hause mitarbeiten mußte, fand Reber schon in frühen Jahren Interesse an Zoologie, Botanik und Archäologie. Das waren auch die Gebiete, auf denen er sich mit eigenen Entdeckungen, zahlreichen Publikationen und Sammlungen immer wieder auseinandergesetzt hat.

Die Stationen seiner pharmazeutischen Ausbildung waren: Lehre in Weinfelden, weitere Lehrzeit in Zofingen, Beginn des Studiums in Neuenburg und Fachsemester an der ETH in Zürich. Daneben belegte er auch Vorlesungen und Praktika in Pflanzenphysiologie, organischer und analytischer Chemie. Sein Staatsexamenzeugnis datiert vom 10. August 1877.

Nach kurzen Verwaltertätigkeiten kam Reber 1879 nach Genf, wo er die Stelle eines Chefapothekers am Kantonsspital übernahm. Seine rigorose Sparpolitik kam ihm bald zu Schaden, so daß er auf den Posten im Krankenhouse verzichtete, und 1895 am Boulevard J. Fazy eine eigene Apotheke errichtete. Neben seiner Offizin förderte er auch die Feuerbestattung, indem er am 20. März 1889 die «Société de Crémation de Genève» gründete. Das gut recherchierte Werk Peter Jaroschinskys, das die von Paul Röthlisberger begonnene Bibliographie Rebers vervollständigt, ist als dankenswerter Beitrag zur Illustrierung und Darstellung eines wertvollen,

oft verkannten Schweizer Apothekers einem großen Leserkreis zu empfehlen.  
Hans-Rudolf Fehlmann-Aebi

Joachim Schmitt-Fiebig, *Einflüsse und Leistungen deutscher Pharmazeuten, Naturwissenschaftler und Ärzte seit dem 18. Jahrhundert in Chile*. Stuttgart, Deutscher Apotheker Verlag, 1988. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 44).  
244 S. DM 45,-. ISBN 3-7692-1124-3.

Die zu besprechende Dissertation, ausgeführt unter der Leitung von Prof. Dr. Rudolf Schmitz, emeritiertem Vorsteher des Institutes für Geschichte der Pharmazie an der Universität Marburg/Lahn (BRD), umfaßt einen großen Bereich der Geschichte der deutschen Apotheker und Apotheken in Chile. Um an Ort und Stelle die zerstreut vorkommenden und leider nicht in großer Zahl vorhandenen meist spanisch geschriebenen Archivalien auswerten zu können, weilte der Verfasser anderthalb Jahre lang im Lande.

Die Arbeit gliedert sich in drei Abschnitte: 1. in den pharmazeutischen Bereich: Apotheken und pharmazeutische Industrie. 2. in das Hochschulwesen: pharmazeutische und medizinische Ausbildung. 3. in den medizinischen Bereich: Ärzte und Kliniken. Die erste öffentliche Apotheke Chiles, die Offizin des Jesuitenkollegs in Santiago, stand im 18. Jahrhundert mehrere Jahrzehnte lang unter der Leitung bayrischer Jesuitenapotheker, deren bedeutendster, Joseph Zeitler, die Apotheke so vorbildlich einrichtete und verwaltete, daß sie als eine der bekanntesten und effizientesten Apotheken des kolonialen Südamerika galt.

Mit der um 1850 einsetzenden Einwanderung der Deutschen und der politischen Unabhängigkeit Chiles begann der Aufbau zahlreicher, unregelmäßig auf das ganze Land verteilter deutscher Apotheken. Der Einfluß dieser «Farmacias Alemanas» erstreckte sich auf das gesamte Gesundheitswesen Chiles, in dem sie durch ihre moderne Ausstattung und Organisation in wissenschaftlich-technischer Art – nach europäischem Muster – beispielhaft wirkten. Auch am Aufbau einiger nationaler Produktionsbetriebe waren deutsche Pharmazeuten maßgebend beteiligt. Von deutschen Einwanderern gingen wichtige Impulse auf die Medizin, auf die Spitäler und die Hochschulen in diesem südamerikanischen Lande aus.

Wiederum liegt hier ein Beitrag vor, der das weite Spektrum der Pharmaziegeschichte aufzeigt und mit einer neuen Dimension, mit den Wechselbeziehungen zwischen deutscher und südamerikanischer Pharmazie und Medizin, wesentlich bereichert. Hans-Rudolf Fehlmann-Aebi

## Sources

J. M. López Piñero [und] Francisco Calero, *Los temas polemicos de la medicina renacentista: «Las controversias» (1556) de Francisco Valles*. Madrid, Consejo Superior de Investigaciones Cientificas, 1988. 458 S. (Estudios sobre la Ciencia, 1).

Eine 80 Seiten lange Einleitung von Lopez Piñero ist gefolgt von einer 390seitigen Übersetzung des lateinischen Buches von 1556 durch Calero ins Spanische. Das Buch hatte zehn Auflagen bis 1625, war also recht populär und ist dadurch typisch für gewisse Aspekte der Renaissance-Medizin in Spanien. Darin besteht wohl sein Wert.

Der Verfasser wurde 1524 in Covarrubias geboren, studierte in Alcalá, wo er 1554 Dr. med. wurde und von 1557–1572 Professor der Medizin war. Dann wurde er Leibarzt Philipps II. und Protomedico.

Laut Lopez war er Humanist, ein hippokratisierender Galenist mit anatomischen (vesalianischen) Interessen. Er diskutiert in seinem Buch die Widersprüche innerhalb der Klassiker (z.B. innerhalb Galens), zwischen den Klassikern und zwischen Klassikern und Nachfolgenden, die er «Barben» nennt und zu denen für ihn auch z.B. Avicenna gehört. Von den zehn Büchern des Buchs sind die ersten zwei dem gewidmet, was wir heute wohl Grundbegriffe der Physiologie nennen würden (Elemente, Qualitäten, Temperamente, Säfte, Entstehung der Glieder, Funktion von Gehirn und Nerven, die spiritus). Buch III handelt von Puls, Atmung und Urin, Buch IV diskutiert die Unterschiede der Symptome, Buch V das Wesen der Fieber, über Schmerz und Melancholie, Buch VII über Aderlaß und Purgation im Zusammenhang mit dem Stand der Sterne, Buch VI über Diätprobleme, Buch VIII Ernährungsprobleme, über das Austreiben einer Krankheit mit einer anderen, Buch IX über Aloe, Wein und spezifische Medikamente, Buch X über kritische Tage und Prognosen.

Erwin H. Ackerknecht †

John Sym, *Lifes Preservative Against Self-Killing*. (1637). Ed. with an introduction by Michael MacDonald. London, New York, Routledge, 1988. (Tavistock Classics in the History of Psychiatry). £ 29.95. ISBN 0-415-00639-2.

Die von W. F. Bynum und Roy Porter herausgegebenen «Tavistock Classics in the History of Psychiatry» sind als Fortsetzung der durch den Tod der Herausgeber Richard Hunter und Ida Macalpine eingegangen «Dawson

Series of Psychiatric Reprints» gedacht. Erklärtes Ziel der Herausgeber ist es, schwer greifbare Texte zur Psychiatriegeschichte, die sich durch besondere sozial- oder fachgeschichtliche Bedeutung auszeichnen, einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Aufnahme finden in erster Linie Werke aus dem englischen Sprachraum. Daneben werden aber auch Übersetzungen der Zeit und Neuübersetzungen in Aussicht gestellt. Besondere Sorgfalt wollen die Herausgeber den Einleitungen angedeihen lassen. Von ausgewiesenen Fachleuten verfaßt und auf deren Originalforschungen basierend, sollen sie den Text in die historische Entwicklung einbetten und den heutigen Lesern erschließen.

Als vierte Veröffentlichung dieser Reihe erscheint John Sym's «Lifes Preservative Against Self-Killing» als photomechanischer Nachdruck der Ausgabe 1637. Der Autorennname verunsichert den mit der Psychiatriegeschichte vertrauten Leser – ist es möglich, daß ihm ein Klassiker dieses Namens entgangen ist? Vergeblich zieht man die einschlägigen biographischen Handbücher zu Rate. Doch das Geheimnis ist leicht zu lüften. John Sym war puritanischer Pfarrer in Leigh (Essex), und sein über dreihundert-sechzig Seiten starkes Buch ist die erste Monographie über den Selbstmord in englischer Sprache. Das Werk kann denn auch seine Herkunft nicht verleugnen. Es stellt im wesentlichen eine theologische Abhandlung und Moralpredigt in durchaus puritanisch-presbyterianischem Geist dar und richtete sich gegen die nach der Überzeugung des Autors epidemisch zunehmenden Selbstmorde jener Zeit. An einigen Stellen (z.B. über die Motive des Selbstmörders, Kap. 15, über Anzeichen des bevorstehenden Selbstmordes, Kap. 16, sowie über Vorbeugung und Behandlung des Selbstmordgefährdeten, Kap. 19) offenbart der Autor jedoch ein ungewöhnliches, auch bei Ärzten seiner Zeit selten anzutreffendes psychologisches Einfühlungsvermögen. Abgesehen von diesen Rosinen ist das Werk harte Kost und wird nur durch die hervorragende Einleitung von Michael MacDonald, Professor für Geschichte an der Universität Michigan, genießbar. Michael MacDonald, der sich bereits durch seine Arbeit «Mystical Bedlam: Madness, Anxiety and Healing in Seventeenth Century England», Cambridge 1981 als Kenner der Materie erwiesen hat, bietet auf nur 53 Seiten eine dichte Sozialgeschichte des Selbstmords im 17. Jahrhundert und eine scharfe formelle und inhaltliche Analyse des Werks.

Die Erschließung des Textes, der seine Bedeutung mehr den orthodoxen als den originellen Aussagen verdankt, ist für unser Verständnis des Selbstmords im 17. Jahrhundert wertvoll.

Thomas Böni

Thomas Sydenham, *Methodus Curandi Febres Propriis Observationibus Superstructura* (!). The Latin text of the 1666 and 1668 editions with English translation from R. G. Latham (1848). Introduction, notes and index by G. G. Meynell, Folkestone, Winterdown Books, 1987, XX, 248 S. £ 40.–. ISBN 0-9510652-1-1.

Thomas Sydenham war 42 Jahre alt, hatte im Bürgerkrieg als Kavallerieoffizier gekämpft und über zehn Jahre lang als Arzt praktiziert, als er im Jahr der Großen Pest von London sein erstes Buch veröffentlichte, die «Methodus». Während die darauf aufbauenden «Observationes medicae» von 1676 viele Auflagen erlebten und Sydenhams Ruhm eines «Englischen Hippokrates» begründeten, ist der Erstling und Vorläufer seit 1668 nie mehr gedruckt worden. Das auch im Antiquariat äußerst selten gewordene Werk wird hier im vollen lateinischen Wortlaut wiedergegeben, parallel mit der englischen Übersetzung von R. G. Latham aus der Gesamtausgabe der Sydenham Society von 1848. Latham ist es gelungen, den oft etwas krausen lateinischen Text – seinerseits eine Übersetzung von Sydenhams englischer Originalfassung – in ein knappes, gut lesbaren, hie und da vielleicht allzu stark glättendes Englisch zurückzuübersetzen. Ein Beispiel: «*Sed praestiterat plagam non infligi, quam sanari*» wird zu: «... and I can only say that prevention is better than cure.» Von Latham nicht erfaßte Passagen wurden von zwei Übersetzern bearbeitet.

Eine Widmung an Robert Boyle und ein Lobgedicht von John Locke sind Sydenhams Werk vorangestellt; diese beiden Namen charakterisieren das Ambiente, in dem es der Autor unternimmt, über ein Kerngebiet der medizinischen Praxis, über die Behandlung der Fieber zu schreiben, und zwar auf Grund seiner eigenen Beobachtungen (die allerdings nur in wenigen Krankengeschichten faßbar werden). Unbekümmert um Tradition und Autoritäten berichtet er bis in alle Einzelheiten über die eigenen Erfahrungen in der Therapie von kontinuierlichen und intermittierenden Fiebern und speziell von Pocken und Pest. Nicht selten polemisiert er dabei gegen seine Kollegen und besonders auch gegen die «nutrices» und «mulierculae» (mit «nurses» wiedergegeben). In einem Werk, das eine Wegleitung (Methodus) sein will, darf der theoretische Überbau nicht fehlen; Sydenham ist nicht einfach Empiriker, sondern Arzt mit einer bestimmten Gesamtschau, die zwar keine abschließenden Erklärungen kennt, aber doch weiß, daß die Vorgänge prinzipiell mechanistisch zu deuten sind.

Dem Werk vorangestellt ist eine knappe Einleitung von G. G. Meynell, die die Zusammenhänge zwischen Methodus und Observationes behandelt

und sich kurz zum Inhalt und zur Übersetzung äußert. Anmerkungen und Register vervollständigen die Edition.

Leider gibt es zum Schluß einen wesentlichen Punkt zu beanstanden, nämlich die alles andere als spärlichen Druckfehler im neu gesetzten lateinischen Text; bereits im Titel des Buches heißt es «superstructura» statt «superstructa»; nicht überall sieht es so schlimm aus wie auf S.148; dort finde ich (im Vergleich zum Original, 2. Auflage, London 1668, S.144–146) «opprobii» statt «opprobrii», «adeo non» statt «adeo ut non», «tepefacetam» statt «tepefactam», «medicamento» statt «medicamentis», «suasimus» statt «suasimus», «emedicantes» statt «emendicantes», «consequit» statt «consecuti». Damit ist der Nutzen der Publikation beträchtlich vermindert!

Urs Boschung

Johann I Bernoulli, *Der Briefwechsel. Band 2: Der Briefwechsel mit Pierre Varignon, 1. Teil: 1692–1702*. Bearbeitet und kommentiert von Pierre Costabel und Jeanne Peiffer unter Benutzung von Vorarbeiten von Joachim Otto Fleckenstein. Basel, Boston, Berlin, Birkhäuser, 1988. XVIII, 442 S. (Die gesammelten Werke der Mathematiker und Physiker der Familie Bernoulli, hrsg. von der Naturforschenden Ges. in Basel). SFr. 168.– ISBN 3-7653-1183-5.

Der vorliegende Band 2 des Briefwechsels von Johann I Bernoulli umfaßt den ersten Teil (1692–1702) der insgesamt auf drei Bände veranschlagten Korrespondenz mit Varignon. Pierre Varignon (1654–1722) war neben de l'Hôpital, dessen Briefwechsel mit Bernoulli in Band 1 dieser Reihe veröffentlicht worden ist, einer der wichtigsten Vertreter des Leibnizschen Kalküls in Frankreich. Wegen seiner dominierenden Stellung in der Académie des Sciences spielte er zudem eine entscheidende Vermittlerrolle zwischen Bernoulli und den französischen Mathematikern.

Von der sich über mehrere Jahrzehnte bis zu Varignons Tod erstreckenden Korrespondenz sind heute insgesamt 252 Schriftstücke bekannt, welche sämtliche aus dem Nachlaß von Bernoulli stammen. Naturgemäß nehmen deshalb die Briefe von Varignon den größeren Raum ein, wogegen die Gegenbriefe von Bernoulli nur durch eigenhändige Entwürfe oder durch Abschriften v.a. von Bernoullis Söhnen überliefert sind. Obgleich damit zahlreiche Briefe Bernoullis als verloren betrachtet werden müssen, bietet der hier publizierte Briefwechsel dennoch eine Fülle von wissenschaftshistorisch bedeutsamem Material. Hervorzuheben sind dabei einerseits die detaillierten Angaben zum wissenschaftlichen Leben in Paris und in der

Pariser Akademie sowie andererseits die aufschlußreichen Zeugnisse zur Frühzeit der Infinitesimalrechnung. Unter den letzteren findet man zahlreiche Belege für die Schwierigkeiten bei der Rezeption der Infinitesimalrechnung unter den französischen Mathematikern, umfassende Angaben zum Streit der Brüder Bernoulli über die Brachistochrone und das isoperimetrische Problem sowie eine genau Schilderung der von Michel Rolle geführten und von Varignon abgewehrten Angriffe auf die neue Infinitesimalrechnung in der Pariser Akademie.

Der vorzüglich ausgestattete Band wird bereichert durch mehrere nützliche Anhänge und Verzeichnisse. So findet man im Vorspann eine prägnante biographische Würdigung von Pierre Varignon und einen knappgefaßten Überblick zum Briefwechsel, und in den Anhängen sind mehrere bisher unveröffentlichte, sich auf den Bandinhalt beziehende Schriften aus französischen und italienischen Beständen ediert worden. Das umfangreiche Werk schließt mit einem chronologischen Verzeichnis des Gesamtbriefwechsels, einer Zusammenstellung der Publikationen und Manuskripte Variagnons sowie mit Literatur-, Sach- und Namenverzeichnissen, die zum Teil von dem auf dem Titelbild nicht genannten Volker Scheuber erstellt wurden, der auch sämtliche Briefe transkribierte.

Erwin Neuenschwander

Lazzaro Spallanzani, *Edizione nazionale delle Opere, Parte prima: Carteggi*, a cura di Pericle di Pietro, Enrico Mucchi Editore, Modena; Bd. 1 (Abbonetti–Bondi) 1984, 246 S.; Bd. 2 (Bonnet) 1984, 519 S.; Bd. 3 (Borbone–Comino) 1985, 434 S.; Bd. 4 (Comparetti–Fortis) 1985, 453 S.; Bd. 5 (Fossumbroni–Lucchesini) 1985, 448 S.; Bd. 6 (Lucchesini–Quirini) 1986, 320 S.; Bd. 7 (Raimbert–Segrè) 1987, 355 S.; Bd. 8 (J. Senebier) 1987, 469 S.

Der Briefverkehr des italienischen Biologen Lazzaro Spallanzani (1729–1799) – er lehrte von 1769 bis zu seinem Tod an der Universität Pavia Naturgeschichte – ist schon vielfach wissenschaftlich bearbeitet worden. So sind 1958–1964 fünf von Prof. Benedetto Biagi (1881–1952) vorbereitete Bände erschienen, die die Briefe Spallanzanis in chronologischer Abfolge (ohne die Antworten der Korrespondenten) enthalten. P. di Pietro, R. Mazzolini, G. Ongaro u. a. gaben zuletzt einzelne Briefwechsel, so mit Haller, Allioni, Caldani usw. heraus (vgl. *Gesnerus* 41, 348, 1984).

Die nun im Erscheinen begriffene, von der Universität Modena realisierte Nationalausgabe der Werke des großen Gelehrten wird hier in Zukunft die größte wünschbare Vollständigkeit bieten, indem sie in ihrem ersten Teil

(bisher acht Bände) alle Briefe von und an Spallanzani neu ediert wiedergibt. Diese überragende Leistung ist dem Herausgeber Prof. Pericle di Pietro, Modena, zu verdanken, der jahrzehntelang das gesamte Material bearbeitet, zahlreiche neue Briefe ausfindig gemacht und, wie auch die bisher gedruckten, anhand der Originale oder von Fotokopien bezüglich der Transkription überprüft und an vielen Stellen korrigiert hat.

Das Werk ist geordnet nach Korrespondenten (Personen und Institutionen), die jeweils zu Beginn kurz vorgestellt werden. Unter den fast 300 bisher behandelten Briefschreibern finden sich auch neun Frauen, so die Bologneser Physikprofessorin Laura Bassi (1711–1778), Spallanzanis Kusine, die ihn, den Juristen und ordinierten Priester, für die Naturwissenschaften gewonnen hatte. Innerhalb der einzelnen Korrespondenz sind die Briefserien der Partner (sofern beide Seiten erhalten) in der Reihenfolge des Datums ineinander verwoben, was zwar eindeutigen Kriterien entspricht, nicht aber dem tatsächlichen Ablauf der Korrespondenz, denn es kommt vor, daß mehrere Schreiben unterwegs waren und die Bezugnahme auf den Inhalt mit entsprechender Verzögerung erfolgt. Bei jedem Brief ist angegeben, wo sich das Original befindet und wo es allenfalls früher publiziert wurde. Heute verschollene Antworten Spallanzanis können zum Teil auf Grund seiner Entwürfe abgedruckt werden.

Während die Bände 1 und 3–7 jeweils zwischen 36 und 69 Korrespondenzen, etwa drei Viertel davon mit fünf und weniger Briefen, enthalten, sind Band 2 und 8 zwei einzelnen Brieffreunden gewidmet; beide wohnen – im Gegensatz zur großen Mehrheit der andern Korrespondenten – nicht in Italien, sondern in Genf: es sind Charles Bonnet (193 Briefe, 1765–1791) und Jean Senebier (294 Briefe, 1776–1799). Beide gehören zu Spallanzanis wichtigsten Gesprächspartnern. Bonnet ist, ähnlich wie Haller, an philosophischen Grundsatzfragen interessiert; diese beschäftigen auch Senebier, den Bibliothekar der Republik Genf, der darüber hinaus die Werke Spallanzanis übersetzt und im französischen Sprachraum bekanntmacht. Spallanzani lernte die Genfer Freunde persönlich kennen, als er 1779 die Schweiz bereiste; auch andere Briefe (so von G. E. v. Haller und Johannes Gessner) behandeln dieses Ereignis.

Bearbeiter großer Materialien stehen vor der Frage, wie weit sie in die Einzelheiten gehen wollen, ohne daß das Vorhaben bezüglich Arbeitsaufwand, Zeitbedarf, Druckkosten usw. unrealisierbar wird. Im vorliegenden Fall entschloß man sich, auf Anmerkungen zum Inhalt der Briefe zu verzichten, weil sich sonst womöglich der Umfang verdoppelt hätte. Damit

wird der Benutzer jeweils – falls bestehend – auf die früheren Editionen und deren kritischen Apparat zurückgreifen müssen. Der Wert der vorliegenden Nationalausgabe liegt in der erstmaligen Erfassung und Edition des Gesamtbestandes und in der Revision der bisherigen Transkriptionen durch einen hervorragenden Fachmann. Auf ihn wartet noch viel Arbeit, denn er verspricht uns für den letzten Band – noch ist nicht bekannt, der wievielte es sein wird – mehrere Indices, so der Personen und Sachen, und eine Gesamtchronologie der Briefe Spallanzanis. Möge es ihm vergönnt sein, das Werk zu vollenden.

Urs Boschung

William Pargeter, *Observations on Maniacal Disorders* (1792). Ed. with an introduction by Stanley W. Jackson. London, New York, Routledge, 1988. XL, VIII, 140 S. (Tavistock Classics in the History of Psychiatry). £ 17.-. ISBN 0-415-00638-4.

Auch diese Neuausgabe eines «Klassikers» der Psychiatrie im Rahmen der Tavistock-Serie verdient Beachtung. Mit Recht betont der Herausgeber, daß Pargeter zu jenen Ärzten des ausgehenden 18. Jahrhunderts gehört, die zwar im nosologischen Bereich alten Spuren folgen (wobei immer wieder im Rätselraten um die Ursachen der psychischen Erkrankungen ein kunterbuntes Gemisch von Phänomenen erwähnt wird), in der Behandlung jedoch resolut neue Wege gehen möchten. Allerdings wird der Leser etwas enttäuscht: auch Pargeter geht nicht über die üblichen Prozeduren wie Aderlaß, Purgieren usw. hinaus. Bemerkenswert ist immerhin, daß er recht ausführlich vom Einfluß der Musik redet und sogar von einer Bluttransfusion berichtet, die man vorgenommen habe, um einen «Maniker» zu heilen. In der gründlichen Einführung, in der nicht nur der Lebenslauf Pargeters geschildert, sondern auch der Begriff der Manie expliziert wird, werden zwar die bedeutendsten Zeitgenossen (Pinel, Tuke usw.) erwähnt, es fehlen jedoch Namen wie Dakin, Chiarugi und andere.

Christian Müller

John Haslam, *Illustrations of Madness* (1810). Ed. with an introduction by Roy Porter. London, New York, Routledge, 1988. LXIV, XI, 81 S. (Tavistock Classics in the History of Psychiatry). £ 17.-. ISBN 0-415-00637-6.

Ein Engländer namens Tilly Matthew wird 1797 gegen seinen Willen ins Bethlem Royal Hospital gebracht, da er verrückt, «mad», sei. Angehörige und Freunde, ja sogar Ärzte, wehren sich für ihn und verlangen seine Entlassung, da sie seine Krankheit bestreiten. Haslam, der verantwortliche

Arzt im Bethlem Hospital, gerät unter Beschuß und sieht sich zu seiner Verteidigung veranlaßt, den «Fall» öffentlich darzustellen in Form eines Buches mit dem Titel «Illustrations of madness.» Es handelt sich um die erste ausführliche Einzelfalldarstellung der englischen Psychiatrie.

Haslam verzichtet auf gelehrte Diskussionen über Form und Ursache der Krankheit, schildert aber akribisch genau das ausgedehnte Wahnsystem mit seinen bizarren Verästelungen. Ganz selbstverständlich nimmt er an, daß der Leser damit automatisch zum Schluß komme, daß Matthew «verrückt» sei, was tatsächlich evident wird. Heute würden wir ohne Zweifel von einer paranoiden Schizophrenie sprechen. Parallelen zur heutigen Situation in der Psychiatrie drängen sich auf, wo es mehr und mehr zum Alltag gehört, daß psychiatrische Diagnosen bestritten und zwangsweise Hospitalisationen kritisiert werden.

Der Herausgeber hat zusätzlich zum Originaltext von Haslam eine ausgezeichnete Dokumentation aus den Archiven zum «Fall» Matthew zusammengetragen.

Christian Müller

*Justus von Liebig und Julius Eugen Schlossberger in ihren Briefen von 1844–1860. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der physiologischen Chemie in Tübingen.* Fritz Hesse/Emil Heuser, Herausgeber. Mannheim, Bionomica-Verlag, 1988. 84 S. ISBN 3-88208-013-2.

Vor zwanzig Jahren erschien von Carlo Paoloni eine «Bibliographie sämtlicher Veröffentlichungen» Justus von Liebigs; die sehr umfangreiche Korrespondenz ist darin enthalten. Eine Ergänzung des Briefwechsels – mit A. W. Hofmann und Emil Erlenmeyer – gab 1988 Emil Heuser und Regine Zott heraus (rezensiert in *Gesnerus* Vol. 45, (1988) 577. In der vorliegenden weiteren Ergänzung heißt es im Untertitel: «Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der physiologischen Chemie in Tübingen.» Nicht nur in Tübingen! Es finden sich immer wieder Äußerungen und Urteile beider Briefpartner, die für die Entwicklung der heute «Biochemie» genannten Wissenschaft von grundsätzlicher Bedeutung waren. Als Brennpunkt des Briefwechsels sei in diesem Sinne folgender Passus aus Liebigs Brief vom 2. November 1849 an Schloßberger zitiert:

«Eine organische Chemie, wie sie mir nun vorschwebt, werden wir, wie ich glaube, erst in einigen Jahren haben, wenn Männer wie Sie, welche der Rüstung der neueren Zeit nicht abhold sind, ausgestattet mit allem, was die Wissenschaft an Hilfsmitteln geschaffen hat, sich des unbekannten Bodens annehmen. Ich bin gewiß, daß die Medizin und Physiologie eine ganz andere Gestalt annehmen werden, wenn unsere Methoden der Forschung

Eingang in diese Wissenschaften gefunden haben, d. h. wenn die Chemiker und Physiologen einander besser verstehen.» (Seite 43)

Schloßberger, Schüler Liebigs, war Mediziner. Seine Forschungsmethodik war ganz vom kritischen Geiste seines Lehrers geprägt. Im Alter von 31 Jahren hat er ein «Lehrbuch der organischen Chemie» publiziert (1850), dessen 5. Auflage er noch 1860, seinem Todesjahr, betreuen konnte. Sein groß angelegtes Werk «Vergleichende Tierchemie» blieb unvollendet.

Aus seiner Antrittsvorlesung in Tübingen, im September 1847, seien von seinen «16 Thesen» die beiden ersten zitiert:

- «1. Die großen Fortschritte der neueren Physiologie erklären sich größtenteils daraus, daß man die Errungenschaft der physikalischen und chemischen Wissenschaften nach Methode und Inhalt bei dem Studium der Lebenserscheinung gehörig in Anwendung gezogen hat.
2. Dagegen ist offen zu gestehen, daß keiner der eigentlichen Lebensvorgänge bis jetzt nach rein physikalisch-chemischen Gesetzen vollständig sich erklären läßt.» (Seite 15–16)

Diese von exaktwissenschaftlicher Denkweise geprägte Haltung des ersten Lehrstuhlinhabers für physiologische Chemie auf deutschem Boden ist fast visionär. Es sollte noch 100 Jahre dauern, bis Chemie und Physik das Rüstzeug zur Erforschung der Lebensvorgänge auf molekularer Basis zur Verfügung stellten und Liebigs Wunsch sich erfüllte, «daß sich Chemiker und Physiologen besser verstehen».

Nun, Querelen unter Hochschulprofessoren hat es immer gegeben. Auch der vorliegende Briefwechsel gibt eklatante Beispiele dazu. Für den heutigen Leser, den die zum Teil hitzigen Feindseligkeiten und Scheelsüchteleien nichts mehr angehen, ist das bei der Lektüre gewissermassen «Liebig-Würze».

Die vorliegende Korrespondenz gibt 33 Briefe, hälftig auf Liebig und Schloßberger geteilt. Eingangs finden sich biographische Daten, in knapper Form für Liebig, ausführlicher für seinen weniger bekannten Briefpartner. Wertvolle Informationen (Anmerkungen und Hinweise) werden zu jedem einzelnen Schreiben gegeben.

Jean Druey

Jean-Martin Charcot, *Charcot the Clinician: The Tuesday Lessons*. Translated with commentary by Christopher G. Goetz. New York, Raven Press, 1987. 224 S. Abb. \$ 74.–. ISBN 0-88167-315-3.

Von den berühmten «Leçons du Mardi à la Salpêtrière» hat der Herausgeber neun Lektionen ausgewählt, ins Englische übersetzt und je mit kurzen

Kommentaren versehen. Es handelt sich um verschiedene neurologische Affektionen. Darunter ist von besonderem Interesse die Vorstellung einer jungen Frau mit «Hystero-Epilepsie», d. h. einer Hysterica, bei welcher vor versammeltem Auditorium ein Anfall ausgelöst wurde durch Druck auf einen der «hysterogenen» Punkte, in diesem Fall durch Pression auf die Ovarialregion. Dem Text ist das Vorwort vorangestellt, welches Babinski zu der ersten Publikation der «Leçons du Mardi» geschrieben hatte. Eine schöne Auswahl von zeitgenössischen Abbildungen illustriert die Biographie und den Wirkungskreis des Meisters, die alte Salpêtrière, die Krankensäle und die Symptome von Patienten. Man bekommt so ein lebendiges Bild von der Persönlichkeit des berühmten Mannes und von seinen Vorlesungen, welche Ärzte aus der ganzen Welt anzogen. Deren Anziehungskraft ist auch von dem jungen Freud bezeugt. Es handelt sich also um ein besonders wertvolles Buch, das ein Bild vermittelt von einem der Höhepunkte der Pariser Klinik am Ende des 19. Jahrhunderts.

Carl Haffter

Debra Jan Bibel, *Milestones in Immunology, a historical exploration.*  
Madison/WI, Science Tech. Publ.; Berlin [etc.], Springer-Verl., 1988.  
XIX, 330 S. DM 64,-. ISBN 3-540-19345-6.

Das Buch wendet sich in erster Linie an Immunologen, die näheres über die Geschichte ihres Faches wissen möchten. Es umfaßt den Zeitraum von 1798 – Jenners Kuhpockenimpfung – bis 1975 – der Entdeckung der «natural killer cells».

Die Autorin legt eine Auswahl von etwa 70 zum Teil gekürzten Originalarbeiten (oft erstmals ins Englische übersetzt) vor, die sie alle sorgfältig kommentiert. Die Textauswahl ist notgedrungen subjektiv, sie erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die Gliederung des Stoffes folgt den heute bestehenden Subdisziplinen der Immunologie und ergibt den nützlichen Überblick über dieses weite Feld. Im Epilog gerät die Autorin ins Philosophische – die Definition und Aufrechterhaltung der Eigenheit des Individuums – ein zweifelsohne interessanter Aspekt der Immunologie, der aber einer weiteren Abhandlung bedürfte. Als Besonderheit sei erwähnt, daß die Autorin ihre Textauswahl nicht mit Jenners Kuhpockenimpfung beginnen läßt, sondern mit Henri Sewalls Experimenten über das Schlangengift (1887). So erweist sie dem König Mithridates, der sich bekanntlich durch tägliche kleine Giftdosen gegen einen Giftanschlag immunisierte und dessen Selbstmord durch Gift dann mißlang, die Ehre, der erste praktische Immunologe gewesen zu sein. Aber abgesehen von diesem chronologischen

Witz ist das gut gemachte Buch lesenswert, weil es die betreffenden immunologischen Forscher selbst zu Worte kommen läßt.

Antoinette Stettler

### Book Notices

- Alessandro Dini, *Filosofia della Natura, Medicina, Religione*. Lucantonio Porzio (1639–1724). Milano, Franco Angeli, 1985.
- Der Geist im Atom*. Eine Diskussion der Geheimnisse der Quantenphysik. Hrsg. von P. C. W. Davies und J. R. Brown. Aus dem Engl. von Jürgen Koch. Basel [etc.], Birkhäuser, 1988.
- Sybille Krämer, *Symbolische Maschinen*. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriß. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchges., 1988.
- Künstliches Leben – ärztliche Kunst*? Hrsg. von Jürg von Ins und Peter Großmann. Zürich, Verlag der Fachvereine vdf, 1989. (Zürcher Hochschulforum, Band 12).
- Adrian Merlo, *Edgar Michaelis (1890–1967), Kritiker Freuds*. Leben und Werk. Zürich, Juris, 1988. (Zürcher medizingeschichtliche Abhandlungen, Nr. 198).
- National Library of Medicine, *Bibliography of the History of Medicine*. No. 23/1987. Bethesda, National Library of Medicine, 1988.
- Franciscus Joseph Maria Schmidt, *Die Entwicklung der Irrenpflege in den Niederlanden*. Vom Tollhaus bis zur gesetzlich anerkannten Irrenanstalt. Herzogenrath, Murken-Altrogge, 1985. (Studien zur Geschichte der Sozialmedizin und Psychiatrie, Band 3).
- Wilfried Schröder, *Das Phänomen des Polarlichts*. Geschichtsschreibung, Forschungsergebnisse und Probleme. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1984. (Erträge der Forschung, Bd. 218).
- Wissenschaftsgeschichte heute*. Ansprachen und wissenschaftliche Vorträge zum 25jährigen Bestehen des Instituts für Geschichte der Naturwissenschaften, Mathematik und Technik der Universität Hamburg. Hrsg. von Christian Hünemörder. Stuttgart, F. Steiner, 1987. (Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft und der Technik, Heft 20).

Die Besprechung der hier angezeigten Werke bleibt vorbehalten.

### Addresses of Reviewers

- PD Dr. phil. Heinz Balmer, Medizinhistorisches Institut der Universität, Rämistrasse 71, 8006 Zürich.
- Vincent Barras, médecin, licencié ès lettres, Institut Universitaire de médecine légale, CMU, 1, rue Michel Servet, 1221 Genève 4
- Prof. Dr. med. Marcel H. Bickel, Pharmakologisches Institut, Friedbühlstraße 49, 3010 Bern
- Dr. med. Thomas Böni, Lenzstraße 2, 8340 Hinwil
- Prof. Dr. med. Urs Boschung, Medizinhistorisches Institut, Postfach 139, 3000 Bern 9
- Dr. phil. Jean Druey, Schnitterweg 52, 4125 Riehen
- Dr. med. et phil. Cécile Ernst, Lenggstraße 31, 8029 Zürich
- Dr. phil. Hans-Rudolf Fehlmann-Aebi, Quartierweg 18, 5115 Möriken
- Dr. med. dent. Erich Geiser, Albisstraße 10, 8134 Adliswil
- Dr. phil. Beat Glaus, Rütschistrasse 24, 8037 Zürich
- Prof. Dr. med. Carl Haffter, Petersgasse 50, 4051 Basel
- Prof. Dr. med. Christian Müller, Herrengasse 23, 3011 Bern
- PD Dr. phil. Erwin Neuenschwander, Math. Institut, Universität Zürich, Rämistrasse 74, 8001 Zürich
- Prof. Dr. med. Christian Scharfetter, Psychiatrische Klinik Burghölzli, Postfach 68, 8029 Zürich
- Dr. iur. Verena Stadler, Hegibachstraße 149, 8032 Zürich
- Dr. med. Antoinette Stettler, Kirchenfeldstraße 45, 3005 Bern